

„Damit ihr Hoffnung habt“

taz RechercheDienst | recherche@taz.de | fon 030 25 902 284 | Di-Do 11 bis 15 Uhr

VOM WORT ZUR TAT



taz panterstiftung

WAS ist die taz Panter Stiftung?

Die taz Panter Stiftung engagiert sich für Meinungsvielfalt im öffentlichen Raum. Sie wurde vor zwei Jahren von Leserinnen und Lesern der taz gegründet.

WOHER kommt das Geld für die guten Taten?

Bisher haben über 2.000 Menschen ein Kapital von

derzeit 1.418.000 Euro zusammengetragen. Das Geld ist fair und nachhaltig angelegt. Zinsen in Höhe von 67.000 Euro können 2010 für die Stiftungsprojekte verwendet werden.

WER wird 2010 gefördert?

Die taz Panter Stiftung finanziert in diesem Jahr ein **taz-Volontariat** (18 Monate) und ein Kurzvolontariat (3 Monate) für

zwei Frauen mit Migrationsgeschichte. Auch in diesem Jahr wird es wieder **drei Workshops** für je 20 NachwuchsjournalistInnen geben. Bisher haben sich über 700 junge Leute beworben.

Im September wird zum 6. Mal der **taz Panter Preis** an HeldInnen des Alltags verliehen. Die Preisgelder in einer Gesamthöhe von 10.000 Euro werden von der taz Panter Stiftung zur Verfügung gestellt.

WIE kann ich helfen?

Nach der Aufbauphase für den Kapitalstock bittet die taz Panter Stiftung nun vor allem um Spenden.

WANN wird mein Geld besonders gebraucht?

Jetzt. Denn die Spenden von heute sichern die Projekte 2010 ab.

JETZT SPENDEN!

Jede Zuwendung ist steuerlich absetzbar.

Spendenkonto:

» taz Panter Stiftung
GLS Bank Bochum
Bankleitzahl 430 609 67
Konto-Nr. 11 03 71 59 00

» Weitere Infos unter:
www.taz.de/stiftung
Telefon | 030 - 25 90 22 13

INHALTSVERZEICHNIS

| | | |
|---|---|----------|
| taz 12.1.2010 ■ VON PHILIPP GESSLER | Geistliche in „Schutzkleidung“ | Seite 4 |
| taz Nord 7.4.2010 ■ VON FELIX ZIMMERMANN | Als der Krieg nach Seedorf kam | Seite 4 |
| taz 12.1.2010 ■ VON ANDREAS ZUMACH | Eine Frau trifft ins Schwarze | Seite 5 |
| taz Berlin 12.2.2010 ■ VON NORBERT BÖHNKE | Kadavergehorsam als oberste Tugend | Seite 6 |
| taz 12.3.2010 ■ VON NINA STREECK | Die Macht des Zölibats | Seite 7 |
| taz 4.2.2010 ■ VON PLUTONIA PLARRE | "Kein Persilschein für Priester" | Seite 8 |
| taz 8.2.2010 ■ VON FELIX LEE UND PLUTONIA PLARRE | "Die Opfer stehen im Mittelpunkt" | Seite 9 |
| taz Nord 20.5.2009 ■ VON JAN FEDDERSEN | "Ein Gegenüber zur bürgerlichen Moral" | Seite 10 |
| taz 4.2.2010 ■ VON JAN FEDDERSEN | Ein katholischer Eisberg | Seite 11 |
| Sonntaz 31.10.2009 ■ VON JAN FEDDERSEN | "Tradition können wir ändern" | Seite 12 |
| taz Berlin 21.9.2009 ■ VON KONRAD LITSCHKO | "Unsere Gesellschaft braucht Menschen, die ungefragt helfen" | Seite 15 |
| taz 22.12.2009 ■ VON LILIAN GRUNDLER | „Die großen Denker argumentierten auf Kosten der Tiere“ | Seite 17 |
| taz 2.12.2009 ■ VON CHRISTIAN RATH | Gemeinsamer Ruhetag | Seite 18 |
| taz Nord 18.11.2009 ■ VON CARINA BRAUN | Gekommen, um zu bleiben | Seite 19 |
| taz 9.10.2009 ■ VON PHILIPP GESSLER | Die Krux mit dem C | Seite 20 |

taz 12.1.2010

von Philipp Gessler

Geistliche in "Schutzkleidung"

Gut 100 evangelische Pastorinnen und Pastoren sind als Seelsorger bei der Bundeswehr, sechs von ihnen im Ausland

Man kann es sich einfach machen und sagen: Die Kirche ist schon im Krieg. Auf evangelischer Seite leisten etwa 100 Frauen und Männer Seelsorge im Feldgrau der Bundeswehr - bei ihnen nicht Uniform, sondern "Schutzkleidung" genannt. Genau sechs Geistliche sind davon bei der Truppe im Ausland: drei in Afghanistan, zwei auf hoher See vor dem Libanon und am Horn von Afrika, einer im Kosovo. Ihre Aufgabe: Die "Seelsorge in der Bundeswehr". Das Wort "Militärseelsorge" meidet die Evangelische Kirche in Deutschland (EKD) bewusst. Die Geistlichen halten Gottesdienste, führen mit den Soldatinnen und Soldaten Seelsorge-Gespräche, beten mit ihnen. Und manchmal taufen sie die Männer und Frauen im Waffenrock sogar.

Für die Koordination dieser Aufgabe gibt es das Evangelische Kirchenamt für die Bundeswehr mit Sitz in Berlin. Wer dort anruft, landet zunächst bei einer zentralen Vermittlungsstelle der Bundeswehr. Dennoch ist der Kirche die Unabhängigkeit wichtig, wie der Leitende Militärdekan Matthias Heimer vom Kirchenamt betont. Die Geistlichen werden von ihren Landeskirchen beim Bund für sechs oder im längsten Fall zwölf Jahre freigestellt. Ihr Chef bleibt ein leitender Geistlicher - der Militärbischof, gegenwärtig ist dies Martin Dutzmann. Bezahlt aber werden die Geistlichen bei gleich bleibenden Bezügen samt einer "Auslandsverwendungszulage" wie ihre zeitweiligen Bundeswehrkameraden vom Staat. Sie werden "Bundesbeamte auf Zeit".

Die Pfarrerinnen oder Pfarrer haben keinen Waffen und keinen Dienstgrad. Auf der Schulter haben sie als Abzeichen ein Kreuz. Kein Militär kann ihnen Befehle erteilen. Es sind dort "relativ freie Leute", meint Heimer. Oft gebe es den Wunsch der Soldaten, eine Art Kapelle am Einsatzort zu schaffen. Sonst gibt sogenannte "Oasen", die nicht nur als Gottesdienstorte, sondern auch als eine Art Cafeteria oder Rückzugsraum dienen.

Seit 1957 gibt es zwischen der EKD und dem Bund den "Militärseelsorgevertrag", der die Seelsorge in der Bundeswehr regelt. Bis zur Wiedervereinigung gab es immer wieder Diskussionen darüber, ob die Kirchen diesen Dienst leisten sollten - eine Debatte, die mit dem Beitritt der neuen Länder und ihren meist friedensbewegten Landeskirchen neue Fahrt gewann.

Die ostdeutschen Geistlichen bei der Bundeswehr erhielten aufgrund der pazifistischen Tradition dieser Landeskirchen zunächst einen Sonderstatus: Sie waren Kirchenbeamte, nicht Staatsbeamte auf Zeit. Seit 2004 sind nun alle EKD-Geistlichen unter einem Hut, dafür wurde sogar die Grundordnung der EKD geändert, was selten ist.

Die ostdeutschen Synoden haben sich jedoch ein kleines Signal der Staatsferne bei der Seelsorge in der Bundeswehr erkämpft: Die Geistlichen in "Schutzkleidung" könnten auch als Staatsangestellte statt als Staatsbeamte ihren Dienst wahrnehmen. Alle ostdeutschen Geistlichen sind bisher aber in den Status eines Staatsbeamten gewechselt. Seit 2004 haben Synoden die Seelsorge beim Bund nicht mehr grundsätzlich diskutiert.

taz Nord 7.4.2010

von Felix Zimmermann

Als der Krieg nach Seedorf kam

Kommentar: Die Kirche spielt eine merkwürdige Doppelrolle im Afghanistan-Krieg. Sie will Seelsorge leisten, verschwindet aber hinter ihrer Nähe zur Bundeswehr

Es wehen Flaggen auf Halbmast in Seedorf. Der kleine Ort zwischen Bremen und Stade gedenkt der drei Bundeswehrsoldaten, die am Karfreitag Opfer 37, 38 und 39 wurden. Sie waren stationiert in der Seedorfer Kaserne, sie starben in Afghanistan.

Die Toten sind keine Toten, derer nur ein Kreis von Angehörigen gedenkt, sie werden zu mehr gemacht und in den Dienst einer nationalen Aufgabe gestellt. Ob sie das wollten? Mit ihnen in der Statistik scheint jene Schwelle überschritten, von der an man Krieg nennen darf, was zuvor "internationaler bewaffneter Konflikt" hieß. Bilder bleiben von den dreien; von der Deutschlandfahne bedeckte Särge, Entwicklungshilfeminister Niebel, der zufällig anwesend war, als die Leichen der Soldaten aus dem Bundeswehr-Camp in Afghanistan abgeholt wurden, und seine Ansprache an "die feigen Mörder" richtete, die die drei erschossen hatten.

Als die Bilder in den Nachrichtensendungen gezeigt wurden, war dort auf dem staubigen Platz für einen kurzen Moment auch ein Militargeistlicher zu sehen. Er trug einen Tarnanzug in Wüstenoptik, über seine Schultern hatte er eine - ebenfalls sandfarben gehaltene - Stola gelegt. Merkwürdig sah das aus. Die Stola überm Kampfanzug, als wäre die Kirche mittendrin.

Und, ja, sie ist es, und spielt eine fragwürdige Doppelrolle. Auch das wird dieser Tage in Seedorf sicht- und hörbar. Da rief am Karsamstag der Superintendent des Kirchenkreises Bremervörde-Zeven, in dem Seedorf liegt, die Pastorinnen und Pastoren auf, "in den Ostergottesdiensten der getöteten und verletzten Soldaten und besonders auch deren Familien und Freunden zu gedenken"; gestern wurde in der Lamberti-Kirche von Selsing, auf deren Gebiet die Seedorfer Kaserne liegt, ein Kondolenzbuch ausgelegt: "In unseren Gebeten bitten wir um Gottes Trost und Beistand für die betroffenen Familien und die Kameraden der Gefallenen."

Die Seelsorge, die die Kirchen für Hinterbliebene anbietet, ist wichtig; sie ist es nach tödlichen Verkehrsunfällen, sie ist es nach langem Siechtum, nach plötzlichen

Todesfällen und nach dem Einsatz im Krieg. Aber was dort in Seedorf geschieht, vermischt Seelsorge mit Helldenverehrung, die nicht Sache der Kirche sein sollte. Sie gedenkt, aber vergisst die am selben Tag erschossenen afghanischen Soldaten, sie kategorisiert Tote – je nachdem, auf welcher Seite sie starben, und setzt Niebels

Freund-Feind-Schema fort. So wie die sandfarbene Stola überm Kampfanzug kaum auffiel, verschwindet die Kirche hier. Dabei wäre es an ihr, die Opfer gleich zu behandeln und dem Krieg die oft gehörte Friedensbotschaft entgegenzusetzen. Seelsorge wäre dann trotzdem möglich, vielleicht sogar viel glaubwürdiger.

taz 12.1.2010

von Andreas Zumach

Eine Frau trifft ins Schwarze

Der deutsche Kriegseinsatz wird endlich wieder als Problem begriffen. Die Kritik von Margot Käßmann ist differenziert und berechtigt

Wie man mit einer unbequemen Kritikerin umgeht, das haben in den letzten Tagen Politiker von CDU bis Grünen demonstriert. Sie zitierten die evangelische Bischöfin und EKD-Ratsvorsitzende Margot Käßmann falsch, aus dem Zusammenhang gerissen oder bis zur Entstellung verkürzt und sie diffamierten sie als ahnungslosen Moralapostel. Die Kritikerriege aus Parlament und Regierung war mit einer Ausnahme männlich. Unterstützt wurde sie von Vertretern des Bundeswehrverbandes, evangelikalen Christen und einigen Journalisten. Dabei offenbaren manche Kritiker Käßmanns ein gestörtes Verhältnis zur Demokratie. So etwa der SPD-Außenpolitiker Klose mit seinem Anwurf, die Bischöfin habe "sich mit ihrer Äußerung in Gegensatz zur Mehrheit des Bundestages gesetzt". Zudem vertrete Käßmann "die Position der Linkspartei". Ein solcher Bannspruch sollte dann jede sachliche Auseinandersetzung ersparen.

Der zentrale Vorwurf an die EKD-Ratsvorsitzende lautete, sie habe einen "schnellen" oder gar den "sofortigen Abzug" der Bundeswehr aus Afghanistan gefordert. Abgesehen davon, dass auch diese Forderung durchaus von der Meinungsfreiheit gedeckt und diskussionswürdig wäre: Käßmann hat sie in keiner ihrer öffentlichen Äußerungen zu Afghanistan erhoben oder auch nur nahegelegt. Stattdessen plädierte die Ratsvorsitzende in differenzierter Weise dafür, dass die Bundesregierung "einen erkennbaren Plan für den Abzug, eine Exit-Strategie" entwickelt und die zivilen Anstrengungen in Afghanistan deutlich verstärkt. Zu Recht äußerte sich Käßmann "schockiert" über die Verdrehung ihrer Äußerungen. Das war weder ein "Zurückrudern" (*taz-Kommentar am 5. 1.*), eine "Klarstellung" (Außenminister Westerwelle) noch die Wiederannäherung der Bischöfin an die "Mehrheit im Bundestag", wie der CDU-Außenpolitiker Polenz befriedigt konstatierte.

Was versteht eine geschiedene Frau und Mutter von lediglich vier Töchtern (!), die noch nicht in Afghanistan war, denn schon vom aufopferungsreichen Krieg unserer Bundeswehrjungs? Dieser chauvinistische Unterton wird am deutlichsten in den Kritiken des Wehrbeauftragten des Bundestages, Robbe (SPD) und der Vertreter des Bundeswehrverbandes. Sie vertreten die ebenfalls wenig demokratietaugliche Haltung, zum Krieg in Afghanistan dürfe sich nur äußern, wer sich "vor Ort kundig gemacht hat".

Wichtigster Bezugspunkt für Käßmanns Kritik am Afghanistankrieg ist die im September 2007 vom Rat der EKD veröffentlichte Friedensdenkschrift. Darin wird dem Konzept des "gerechten Krieges" eine endgültige,

eindeutige, ausnahmslose und zugleich wohlbegrundete Absage erteilt. Wie wichtig diese Positionierung der EKD ist, zeigt die Friedensnobelpreisrede von Barack Obama, in der der US-Präsident nicht nur den aktuellen "Krieg gegen den Terrorismus" in Afghanistan und anderswo als "gerechten Krieg" zu legitimieren suchte, sondern darüber hinaus "alle Kriege der letzten sechs Jahrzehnte, bei denen US-Soldaten ihr Blut vergossen haben".

Die EKD-Denkschrift offenbar bis heute überhaupt nicht gelesen hat der Grünen-Politiker Fücks. In einem oberlehrerhaften Brief hielt er Käßmann und anderen "Kirchenoberen" eine "Inflation gut gemeinter Banalitäten" vor und forderte sie auf, "protestantische Verantwortungsethik ernst zu nehmen und Kriterien für einen legitimen Bundeswehreinsatz aus der Sicht der Kirche zu diskutieren".

Genau dies ist in der Denkschrift geschehen. In Anlehnung an die im UNO-Rahmen seit Ende der 1990er-Jahre geführten Debatte über die "Verantwortung zum Schutz" vor Völkermord und anderen schweren Menschenrechtsverbrechen benennt sie einen Katalog politischer, moralischer und völkerrechtlicher Kriterien, unter denen der Einsatz "rechtserhaltender" militärischer Gewalt künftig nach protestantischer Ethik noch vertretbar sei. Diese Kriterien hält die Ratsvorsitzende im Fall Afghanistan vollkommen zu Recht für nicht (mehr) erfüllt. Lediglich in dieser Frage gibt es noch graduelle Einschätzungsunterschiede innerhalb des EKD-Rates. Inzwischen haben sich fast alle Landesbischöfe der EKD und auch der Militärbischof sowie mehrere katholische Bischöfe voll oder mit leichten Einschränkungen hinter Käßmann gestellt.

Warum gibt es diese massive und aggressive Kritik an Käßmann? Weil zumindest die meisten der Kritiker genau wissen, dass die Bischöfin im Kern Recht hat mit ihrer Kritik am Afghanistankrieg. Jenseits aller ethischen, moralischen oder völkerrechtlichen Einwände, die sich gegen diesen Krieg vorbringen ließen, wissen Polenz, Klose, zu Guttenberg oder Westerwelle, dass die Afghanistan-Mission gemessen an den einst erklärten Zielen nicht nur gescheitert ist, sondern kontraproduktiv wirkt. Und sie dürften auch zumindest ahnen, dass die von Friedensnobelpreisträger Obama verordnete Eskalation des Krieges keine neue, erfolgversprechende Strategie ist, sondern das Desaster nur noch schlimmer machen wird - auch für die deutschen Soldaten.

Doch noch spricht keiner der verantwortlichen Politiker von Regierung sowie sozialdemokratischer und grüner Opposition diese unbequeme Wahrheit deutlich aus oder zieht gar Konsequenzen. Auch die Linkspartei beschränkt sich weiter auf die populistische Forderung nach dem sofortigen Abzug der Bundeswehr, anstatt endlich die durchaus benennbaren Eckpunkte für eine

alternative Afghanistan-Politik zu formulieren und in die öffentliche Debatte zu bringen. Und so bleibt die deutsche Debatte weiter auf die vergleichsweise zweit-rangige Frage verengt, wie viele zusätzliche Soldaten Deutschland bei der Londoner Afghanistan-Konferenz in zwei Wochen anbieten muss, sowie auf die parteitaktischen Scharmützel, wer in Berlin wann über welche

Details des verhängnisvollen Luftangriffs von Kundus informiert war.

Käßmanns Äußerungen waren ein dringend notwendiger und verdienstvoller Anstoß, diese Verengung der Diskussion zu überwinden. Doch dieser Anstoß allein reicht nicht. Es ist zu hoffen, dass die Ratsvorsitzende und mit ihr die ganze EKD keine Ruhe mehr geben.

taz Berlin 12.2.2010
von Norbert Böhnke

Kadavergehorsam als oberste Tugend

In den 60er-Jahren herrschten am Jesuitengymnasium Autoritätsfixierung, Prügelstrafe und Sexualfeindlichkeit, erinnert sich ein Zögling von damals. Und daran, wie die vom Geist der 68er inspirierten Schüler sich zur Wehr zu setzen begannen

Ich war Schüler des Canisius-Kolleg von 1963 bis 1972. Das CK galt als etwas Besonderes, neben Latein konnte man an diesem humanistischen Gymnasium auch Griechisch lernen. Mein Vater, ein gläubiger, konservativer und kluger Mann, war von meinem Wunsch, das CK zu besuchen, wenig angetan: "Die Schulen der Jesuiten, das ist zu viel des Guten, da kommt am Ende das Gegenteil dabei heraus." Doch er ließ mir meinen Willen. So wurde ich Zeuge, wie ein traditionsreiches Elitegymnasium in einer Zeit antiautoritärer Aufbrüche bis in seine Grundfesten erschüttert wurde.

"Die Unterweisung der Jugend soll eine Auslese der Besten heranbilden": Diese elitäre Erziehungsauffassung, die ein Pater kurz nach dem 2. Weltkrieg als Motto für das CK formuliert hatte, war auch noch in den 60er-Jahren Leitmotiv. In einem Brief an unsere Eltern hieß es: "Die Schüler lernen am Canisius-Kolleg alles, um später eine führende, verantwortliche Stellung in Kirche und Staat einzunehmen." Unsere Lehrer, die Jesuitenpatres, frönten einem Geist, wie ihn ihr Ordensgründer Ignatius von Loyola in der Gründungserklärung der Jesuiten festgehalten hatte: "Wir sollen uns dessen bewusst sein, dass ein jeder von denen, die im Gehorsam leben, sich von der göttlichen Vorsehung mittels des Oberen führen und leiten lassen muss, als sei er ein toter Körper (ac si cadaver essent, daher Kadavergehorsam), der sich wohin auch immer bringen und auf welche Weise auch immer behandeln lässt, oder wie ein Stab eines alten Mannes, der dient, wo und wozu auch immer ihn der benutzen will."

Doch was geschieht, wenn die vermeintlichen Eliteschüler mehr an pubertärem Quatsch als an Ignatius Kadavergehorsam interessiert sind? Schnell bekamen wir hautnah zu spüren, was bei der kleinsten Disziplinlosigkeit geschah: Der Religionslehrer Pater R. zitierte regelmäßig schwatzende Schüler nach vorne: "Macht der Schüler quatsche, quatsche, macht der Pater patsche, patsche. Und so sieht von hinterwärts Gottesfurcht ins Kinderherz." Dann fragte er: "Antlitz oder Postlitz?" Eine Backpfeife oder ein Schlag auf den Hintern war je nach Antwort die Folge. Pater B. zog die Schüler kräftig an den Haaren. Herr F. war Spezialist für Katzenköpfe, und es gab viele weitere Methoden, Kadavergehorsam einzuprügeln.

Den Lehrern fehlte zu der Zeit jegliches Unrechtsbewusstsein. Pater M.: "Ich finde es unverschämt, wenn ein Schüler einen Lehrer so weit reizt, bis dieser ihn

schlägt" - typisch jesuitische Rabulistik, ganz in der Tradition des Ordens. Im 19. Jahrhundert gab es an Jesuitenkollegien den "blauen Mann", meist der Schuldiener, der sich eine blaue Maske überzog als Zeichen dafür, dass er nicht als Privatmann, sondern als Organ der Schuljustiz die Prügelstrafe mit dem Rohrstock vollzog. Wenn wir uns im 20. Jahrhundert über die Prügelstrafe beschwerten, bekamen wir vom Direktor Pater Z. zur Antwort: "An unserer Schule gelten die bestehenden Gesetze nicht." Als Schüler in den Lehrer-Schüler-Ausschuss eine Resolution gegen die Prügelstrafe einbringen wollten, beendete der Vorsitzende dieses Gremiums, Pater S., abrupt die Sitzung: "Es ist 16 Uhr, und ich habe jetzt keine Zeit mehr." Jener Pater S., der damalige Vizedirektor, brachte schließlich das Fass zum Überlaufen. Wegen eines Schneeballwurfs auf dem Schulhof ohrfeigte er einen Schüler. Da er seinen Schlüssel in der Hand behielt, verletzte er ihm das Trommelfell.

Wir begannen uns organisiert zur Wehr zu setzen. Da man wegen ganz unterschiedlicher Vergehen vom CK fliegen konnte - ein Schüler hatte im Bus die Monatskarte eines Mitschülers gezeigt, zwei Schüler hatten Flugblätter gegen den Vietnamkrieg verteilt, zwei Schüler hatten vor einem Jugendzentrum die gerade von Papst Paul VI. verdamnte Antibabypille verteilt -, entschlossen wir uns zum klandestinen Widerstand. Auf verschiedenen Demos und Treffen im republikanischen Club hatten wir Kontakt zu studentischen Aktivisten des SDS bekommen. Diese verteilten vor dem CK ein Flugblatt folgenden Inhalts: "Alle Studenten stinken. Diesen bemerkenswerten Ausspruch hörte ich doch tatsächlich aus dem Munde einer Lehrerin, als ich vor Kurzem vor einem Klassenzimmer lauschte. Ach, übrigens, ich habe mich ja noch gar nicht vorgestellt. Mein Name ist Arthur. Ich streife manchmal so durchs Schulgebäude und bekomme dabei ganz erstaunliche Dinge zu hören." Arthur, das waren zeitweilig bis zu 40 Schüler von den 600 Canisianern. Weit mehr noch sympathisierten mit ihm.

Bei den Schulsprecherwahlen folgten 24 Prozent der Schüler dem Aufruf, Arthur auf den Stimmzettel zu schreiben. Der prangerte nicht nur die zahlreichen Prügelvorfälle an. In der Untergrundzeitung "Der rote Arthur" wurden auch die politischen Einstellungen der Jesuitenlehrer angegriffen. Für uns waren Jesuitenpatres wie Alfred Delp, der den Nazis bis zu seiner Hinrichtung mutig widerstanden hatte, beeindruckende Vorbilder. Einige jüngere Patres machten uns mit den Ideen der Theologie der Befreiung aus Lateinamerika bekannt. Über sie erfuhr Arthur auch brisante Einzelheiten aus dem Lehrerzimmer. Die Mehrheit der Patres hatte aber kein Problem damit, offen ihre Sympathie für die damals in Spanien und Griechenland herrschen-

den faschistischen Regimes zu zeigen. Franco habe schließlich gegen den Kommunismus gekämpft! Über den griechischen Obristen Patakos hieß es: "Die Griechen wollen das ja. Die sagen, dass sie jetzt Ruhe und Ordnung haben" (Pater R.).

Pater M. hatte seine eigene Vorstellung von Demokratie. "Da gibt es zwei Meinungen. Eine ist meine, die andere ist deine. Aber sei gewiss, meine ist bestimmt richtig." Er witterte überall politische Sünden. Als wir während einer Klassenfahrt nach Rom vom Attentat auf Rudi Dutschke hörten, zitierte er uns auf sein Zimmer: "Für Rudi Dutschke in der Kirche beten, am Karfreitag Eis essen und im Ausland den *Spiegel* lesen, das ist alles die gleiche politische Verirrung."

"Triebbeherrschung - Keuschheit und Liebe in der Schuld" - diese Überschrift aus dem christlichen Moralbuch "Für fünfzehn- bis zwanzigjährige Jungen und Jungmänner" aus dem Jahre 1967 charakterisiert die Sexualerziehung am CK zu jener Zeit. Wir waren damals eine reine Jungenschule. Als ein Klassenkamerad knutschend mit seiner Freundin von einem Pater auf dem Kudamm gesichtet wurde, erhielten die Eltern wenige Stunden später einen Anruf der Schule. In religiösen Wochen wurden wir über die Gefahren der Onanie aufgeklärt: "Führt zu Rückenmarkserweichung". Nach den Theaterproben flüchteten immer alle blitzschnell aus der Umkleidekabine. Pater M. wollte liebend gern

besonders einigen Jungen beim Umziehen helfen. Direkte Übergriffe sind mir zumindest aus meinem Umfeld aber nicht bekannt.

An der Atmosphäre am heutigen Canisius-Kolleg mag sich vieles geändert haben. Was mich stutzig macht, ist, dass die Missbrauchsfälle 30 Jahre lang vertuscht wurden und kein Jesuit erklären kann, warum sie gerade jetzt veröffentlicht und aufgearbeitet werden sollen. Ist das wirklich eine Flucht nach vorn, wie der jetzige Leiter des CK, Pater Klaus Mertes, sagt? Warum ist er mit seinen Informationen über Missbrauchsfälle nicht früher an die Öffentlichkeit gegangen? Reicht die Verschwiegenheitspflicht gegenüber den Informanten angesichts der vielen neuen Opfer als Begründung aus?

Sicher gibt es auch an anderen Schulen sexuelle Übergriffe von Lehrern auf SchülerInnen, jedoch bieten das Schweigekartell, die katholische Sexualmoral und der jesuitische Kadavergehorsam einen spezifischen Nährboden für deren Vertuschung.

Pater R. schleuderte uns damals in einer Predigt beim wöchentlichen Schulgottesdienst entgegen: "Wer unter dem Vorwand, gegen Establishment und Reaktion zu sein, rebelliert, für den wäre es besser, dass ihm die Hand verdorre und seine Gebeine in der Wüste verblühen." Den heutigen Jesuiten wäre kein biblischer Fluch zu wünschen. Aber das Ende des Corpsgeistes und der Doppelmoral.

taz 12.3.2010

von Nina Streeck

Die Macht des Zölibats

Die vielen Missbrauchskandale haben den Zölibat in Verruf gebracht. Für die katholische Kirche ist das Thema sakrosankt, weil es um Macht geht

Sie entschuldigt sich bei den Opfern, beteuert ihren Willen zu "lückenloser Aufklärung", setzt Missbrauchsbeauftragte ein. Seit die vielen Fälle von Kindesmissbrauch in Jesuitenkollegs, im bayrischen Kloster Ettal, bei den Regensburger Domspatzen und zahlreichen weiteren katholischen Einrichtungen ans Licht kamen, gelobt die Kirche unablässig Besserung und Offenheit. Nur ein Thema wollen die kirchlichen Amtsträger partout nicht diskutieren: den Zölibat. Dabei sehen 73,3 Prozent von 1.000 befragten Deutschen einer aktuellen Umfrage zufolge einen Zusammenhang zwischen Zölibat und Kindesmissbrauch.

Die Kirche vermeidet die Diskussion allerdings nicht aus Angst, der Zölibat könne als Ursache für den Missbrauch haftbar gemacht werden. Denn das ist tatsächlich Unsinn: Wer auf das Ausleben seiner Sexualität verzichtet, macht sich nicht plötzlich, weil er die Enthaltsamkeit nicht mehr aushält, über Kinder her. Das Thema bleibt vielmehr unterbelichtet, weil zum Vorschein kommen könnte, worum es eigentlich geht: um Macht. Der Zölibat hilft gleichermaßen, Priester gegenüber Laien zu überhöhen und sie unter Kontrolle zu halten. Und darüber möchte die Kirche unter keinen Umständen diskutieren.

Kirchliche Amtsträger suggerieren stattdessen, der Zölibat besitze einen großen religiösen Wert. Der Hamburger Weihbischof Hans-Jochen Jaschke demonstrierte das kürzlich in der ARD-Sendung "Hart aber fair", als er davon sprach, die sexuellen Kräfte des Priesters könn-

ten auf eine "höhere Ebene" gehoben werden - was den Moderator Frank Plasberg zu Recht zu der Frage veranlasste, was das denn sei. Hinter Jaschkes kryptischem Verweis auf die "höhere Ebene" verbirgt sich eine klassische Verdunkelungsstrategie: Die Kirche gaukelt vor, der Zölibat sei eine rein religiöse Angelegenheit, über die angemessen allein theologisch gesprochen werden könne. Soziologische, politische oder psychologische Argumente gelten als profan und bestenfalls zweitrangig. Doch die theologischen Gründe für den Zölibat sind nicht minder profan, sondern nur fromm aufgehübscht, um die dahinter steckenden Machtinteressen gut zu tarnen. Mit derlei Tricks immunisiert sich die Kirche - bislang erstaunlich erfolgreich - gegen Kritik.

In dieser Manier wird der Zölibat als außergewöhnlicher Weg der Christusnachfolge spirituell gedeutet - am liebsten unter Berufung auf das Jesuswort "Wer das erfassen kann, der erfasse es" (Mt 19,12). Danach bedürfte es tieferer Einsicht in den göttlichen Willen, um den Sinn des Zölibats zu begreifen: Nicht jedem ist gegeben, um des Himmelreichs willen Verzicht zu üben. Der zölibatär lebende Priester soll die ausschließliche Liebe zu Gott versinnbildlichen, denn die Befriedigung aller weltlichen Begierden kann ohnehin die letzte Sehnsucht des Menschen nach dem Unbedingten nicht stillen. Das klingt fromm und harmlos. Doch indem man das zölibatäre Leben dergestalt als etwas Heiliges verbrämt, hebt man den Priester auf ein Podest - und zementiert das Machtgefälle innerhalb der Kirche. Aus der Masse der Gläubigen hebt den Priester zwar schon die Weihe heraus, die ihm ein "unauslöschliches Präge- mal" einbrennt und ihn befähigt, "in persona Christi" zu handeln. Doch wird die Einzigartigkeit katholischer

Priester erst dadurch untermauert, dass er aufs Ausleben seiner Sexualität verzichtet.

Der Priester, so die Schlussfolgerung vieler Laien, muss überdurchschnittlich sein, denn ihm gelingt ein Leben ohne Sex. Deswegen gehört ihm die Deutungshoheit über den wahren Glauben und das rechte katholische Leben. Gleichzeitig möchten sich viele Priester von einer angeblich sexualisierten Gesellschaft abgrenzen: so etwa der Augsburger Bischof Walter Mixa, der der "sexuellen Revolution" eine Mitschuld an den Missbrauchsfällen in der Kirche gibt. Das erzeugt ein Gefühl der Überlegenheit gegenüber all jenen, die ihre Triebe weniger gut im Griff haben. Glorifizierung durch die Laien und priesterlicher Dünkel ergänzen sich: Man ist sich einig, dass der Priester in höhere Ränge gehört als ein Durchschnittskatholik.

Neu ist das nicht. Die Idealisierung keuschen Lebens verbindet sich seit eh und je mit Machtinteressen und der Etablierung von Hierarchien. Trotzdem streicht die Kirche gern die jahrhundertealte Tradition des Zölibats heraus, als wäre sie ein Beweis für dessen göttlichen Ursprung. Doch zielte die priesterliche Ehelosigkeit stets auch darauf, eine privilegierte Priesterkaste zu schaffen, Nichtkleriker auszugrenzen und den kirchlichen Reichtum beisammenzuhalten. Lange war schließlich üblich, dass Priester Amt und Kirchengut ihren Nachkommen vermachten, bis das zweite Laterankonzil von 1139 den Zölibat verbindlich festlegte. Allzuweit kann es mit den theologischen Gründen dafür allein schon deshalb nicht sein, weil sogar die unierten Ostkir-

chen, die dem Papst unterstehen, ihn nicht kennen - von orthodoxen und protestantischen Christen ganz zu schweigen.

Keine unberechenbare Ehefrau

Praktischerweise sichert der Zölibat aber die klerikale Macht nicht nur gegenüber der Welt und den Laien, sondern auch intern: Ein Priester ohne Ehefrau gerät nicht in Gefahr, seine intimsten Probleme mit einer engen Vertrauensperson zu besprechen. Da zudem allem Geschlechtlichen der Ruch des Unberechenbaren anhaftet, behält die kirchliche Obrigkeit die Kontrolle über ihre Priester am besten durch ein Sexverbot. Um die weiblichen Versuchung leichter auf Abstand zu halten, diffamierten kirchliche Amtsträger Frauen lange Zeit lautstark als Menschen zweiter Klasse. Heute ist das unnötig, weil die angebliche Zweitrangigkeit von Frauen durch den Ausschluss vom Priesteramt ohnehin institutionell fixiert ist.

Geschickt nutzt die katholische Kirche religiöse Begründungen, um ihre Machtinteressen zu verschleiern. Der Zölibat ist eben nicht bloß eine besondere Form gläubigen Lebens, sondern vor allem ein Mittel, den Priestern Macht zu verleihen. Einem Priester mit Ehefrau wäre zwar immer noch ein "unauslöschliches Prägemaß" eingebrannt. Doch ohne die sichtbare Manifestation der Auserwähltheit im Zölibat drohte die klerikale Macht zu erodieren.

taz 4.2.2010

von Plutonia Plarre

"Kein Persilschein für Priester"

Interview: Der Katholik und ehemalige Jesuitenschüler Otto Kallscheuer über den Umgang der katholischen Kirche mit Missbrauchsfällen und die Rolle von Pater Klaus Mertens

taz: Ist sexueller Missbrauch innerhalb der katholischen Kirchengang und gäbe?

Otto Kallscheuer: Diese Sünde ist so alt wie die Menschheit. Das Problem liegt eher im Anspruch der Kirche, als "societas perfecta" (vollkommene Gesellschaft), das Allzweckvehikel zur Überwindung der Sünde zu sein. Dass die empirische Wirklichkeit eine andere ist, weiß die katholische Kirche auch. Aber als Institution unterliegt sie dem Hang zur Selbstkonservierung, um den eigenen Ruf, die eigenen Spitzenkader zu schützen. In weltlichen Bereichen ist das im Übrigen nicht anders. Man braucht sich nur kommunistische Parteien oder die Schweizer Banken anzugucken.

Sie sind Absolvent des Jesuiten-Aloysius-Kolleg bei Bad Godesberg. Von dort sind noch keine Missbrauchsfälle bekannt.

Das kann sich ja noch ändern. Denn, das ist neu, jetzt sind Missbrauchsopfer bereit, sich an die Öffentlichkeit zu wenden. In meiner Schulzeit gab es auch einen Pater, über den es hieß, er umgebe sich besonders gern mit Knaben. Ich kann mich nicht mehr an seinen Namen erinnern. Irgendwann ist er versetzt worden. Der Rektor des Berliner Canisius-Kollegs, Pater Mertens ...

... der mit der Meldung der Missbrauchsfälle an die Öffentlichkeit gegangen ist ...

... war auch Absolvent des Aloysius-Kollegs, allerdings gut zehn Jahre später als ich. Ich habe dort 1968 Abitur gemacht.

Wie wurde auf dem Kolleg Sexualität vermittelt?

Eher verklemmt. Ich war aber ohnehin ein verklemmtes Muttersöhnchen. Jungen, die robuster waren, haben sich weniger unterdrücken lassen. Ich war Messdiener und fühlte mich durchaus berufen, Priester zu werden. Das kritische Alter ist zwischen 12 und 16, da werden Jugendliche für das Opus Dei gekrallt. Wenn einen Lustwandlungen überkamen, sollten wir unter die kalte Dusche und Schwarzbrot essen. Solche Storys kennt man aus allen katholischen Erziehungsanstalten dieser Zeit.

Im Jesuitenorden ist bei sexuellem Missbrauch jahrelang weggeschaut und geschwiegen worden. Warum?

Der Jesuitenorden ist über Jahrhunderte in Europa verfolgt oder verdächtigt worden. Als intellektuelle Eingreiftruppe Roms in der Moderne entwickelte er einen eigenen Korpsgeist - wie eine kommunistische Partei, deren Vorbild er übrigens laut Lenin war. Was die Missbrauchsfälle betrifft, kann ich mir gut vorstellen, dass lange die Doppelmoral galt: Hier hat jemand gesündigt, aber zum Wohle des Ordens sagen wir es nicht der Polizei. Heute aber ist gerade der Jesuitenorden gegenüber einer sich theologisch wieder verbarrikadierenden katholischen Kirche eher individualistisch, modernistisch, um nicht zu sagen liberal. Das zeigt auch der Umgang der deutschen Ordensprovinz mit diesem

Skandal.

Auch Pater Mertes hat lange gezögert, die Öffentlichkeit einzuschalten. Wird er für seine Entscheidung in Rom Ärger bekommen?

Als liberaler Erzieher ist er ohnehin in der Schusslinie. Aber das wird ihn nicht stören. In der Hinsicht ist er Jesuit, beziehungsweise Individualist und Moralist genug, um zu wissen, was er zu tun hat.

Kann er in der katholischen Kirche zum Vorreiter der Aufarbeitung werden?

Das traue ich ihm ohne weiteres zu. Mertes ist geradezu der Prototyp des loyalen Kritikers. Sein jüngstes Buch "Widerspruch aus Loyalität" diskutiert - auch am Fall von Papst Benedikts verdammte unglücklicher Rehabilitation des Holocaust-Leugners Williamson - das Problem der kritischen Treue zu einer Kirche, die Fehlent-

scheidungen trifft. Mertes steht für einen Auszug aus der Wagenburg, für die Öffnung der Kirche auch gegenüber den weltlichen Standards einer sensiblen, antiautoritären Pädagogik. Es gibt heute wieder eine Art Kulturkampf, freilich innerhalb der Kirche, um die Kriterien ihrer Unterscheidung von der weltlichen Gesellschaft.

Wie verlaufen beim Thema sexueller Missbrauch die Fronten zwischen Leuten wie Pater Mertes und konservativen Klerikern?

In der Ablehnung jeglicher Sondermoral für Priester als Täter. Es darf, auch in klerikalen Institutionen - und erst recht in zölibatär besetzten - keinerlei Persilscheine, keine Vorrechte für priesterliche Erziehungsberechtigte geben. Wenn es um Kindesmissbrauch geht, hat das Fühlen, Leiden, Wachsen der Opfer Vorrang. Amen!

taz 8.2.2010

von Felix Lee und Plutonia Plarre

"Die Opfer stehen im Mittelpunkt"

Interview: Die katholische Kirche muss in Hinblick auf Homosexualität eine Grundsatzentscheidung treffen, sagt Pater Klaus Mertes, Rektor des Berliner Canisius-Kollegs, das von alten Missbrauchsfällen eingeholt wird

taz: Pater Mertes, wie sollte an Ihrer Schule über Sexualität gesprochen werden?

Klaus Mertes: Offen und nicht ideologisch.

Die Realität ist eine andere. Kondome und vorehelicher Geschlechtsverkehr sind vonseiten der Kirche als Unterrichtsthemen tabu.

Der voreheliche Geschlechtsverkehr ist nach der katholischen Lehre eine schwere Sünde. Das stimmt aber mit der Lebenspraxis vieler Jugendlicher überhaupt nicht mehr überein. Selbst wenn es sich um eine auf Ehe hin ausgerichtete Beziehung handelt, gibt es moraltheologisch keine Möglichkeit zu unterscheiden. Das macht es einem Pater, der ansonsten ein loyales und liebevolles Verhältnis zu seiner Kirche hat, so schwer, solche Themen im Unterricht anzusprechen. Die meiste Sexualpädagogik findet deshalb in der Kirche nicht öffentlich statt.

Auch über Homosexualität wird nur hinter vorgehaltener Hand gesprochen.

Von der biblischen Grundlage her hat die katholische Lehre eine polare heterosexuelle Anthropologie. In der ist Homosexualität als Schöpfungstatsache nicht vorgeesehen. Die Grundentscheidung, die die katholische Kirche treffen muss: Ist sie in der Lage sich vorzustellen, dass Gott auch homosexuelle Menschen erschafft und sie mit ihrer Homosexualität zur guten Schöpfung gehören? Dass sie ihre körperliche Liebesgabe als Gabe Gottes entgegennehmen und leben dürfen?

Wie sehen Sie das?

Ich möchte mich dazu zum gegenwärtigen Zeitpunkt nicht weiter öffentlich äußern. Andere Fragen sind für mich noch drängender.

Mit Ihrer Aufdeckung der sexuellen Missbrauchsfälle am Berliner Canisius-Kolleg haben Sie deutschlandweit eine Lawine losgetreten. Fühlen Sie sich als Aufklärer?

Nein, überhaupt nicht. Ich handele für mein Gewissen. Ich sehe mich als normalen Katholiken, der auf ein schweres Leiden reagieren musste. Vielleicht hängt es

auch mit meiner Geschichte zusammen. Ich musste einmal einen Vertrauensmissbrauch erfahren und habe bei anderen miterlebt, wie es ist, wenn man als schwarzes Schaf von der Familie verstoßen wird und als Opfer allein und schutzlos in der Welt steht.

Warum haben Sie mit Ihrem Vorstoß dann so lange gewartet, Missbräuche in Ihrem Orden zu thematisieren?

Erst sieht man den Heiligenschein, dann riecht was komisch. Man erfährt von den ersten Gerüchten und fragt nach. Plötzlich verstummen einige, andere werden aggressiv. Und man selbst wird gemieden: Der ist anstrengend, gibt keine Ruhe, wird einem nachgesagt. Mir hat das keine Ruhe gelassen. Missbrauch ist entsetzlich. Aber über die Täter bin ich persönlich nicht zornig - ich kenne sie ja nicht persönlich. Was mich zornig macht, ist das jahrzehntelange Schweigen und Vertuschen des Systems, dem ich angehöre und zu dem ich mich weiterhin bekenne. Für mich war auch das Leiden der homosexuellen Mitbrüder in der Kirche eine ganz wichtige Erkenntnis.

Inwiefern?

Ich komme eigentlich von einer homophob geprägten Kultur und kannte alle homophoben Gefühle als meine eigenen. Bis zu einem Punkt, wo ich dieses Ausgrenzungsmoment ganz direkt gespürt habe und nicht mehr wollte.

Was haben Sie unternommen?

Ich lebte mit einem homosexuellen Mitbruder in einer Kommunität zusammen. Es war die Zeit, als die Fälle von Kindesmissbrauch von katholischen Priestern in den USA bekannt wurden. Er musste auf einer kirchlichen Versammlung immer wieder den Satz hören: Werft die Schwulen aus dem Klerus raus, dann gibt es auch keinen Missbrauch mehr. Mein Mitbruder ist damals aufgestanden und hat öffentlich gesagt: Ich verbitte mir das. Ich bin schwul. Und ich missbrauche niemanden.

Und dann?

Ich war damals der zuständige Obere. Auf mich wurde viel Druck ausgeübt. Aber ich antwortete: Ich bin stolz auf meinen Mitbruder. Er muss das Recht haben, sich gegen Diskriminierung zu wehren, indem er sich als

Diskriminierter zu erkennen gibt. Ich wurde daraufhin von einer Gruppe kritischer Theologen aufgefordert, eine Petition für Offenheit gegenüber Homosexuellen in der Kirche zu unterschreiben.

Haben Sie unterschrieben?

Ich habe abgelehnt. Zunächst einmal muss es möglich sein, dass Homosexuelle und andere Ausgegrenzte in der Kirche, die die ins Schweigen weggedrückt sind, selbst sprechen. Nur dann ändert sich wirklich was.

Gilt das auch für die Pädophilen in der Kirche?

Auch dieses Problem könnte ganz anders angegangen werden, wenn die sich artikulieren könnten. In Bezug auf die Missbrauchsfälle lehne ich es aber ab, Aussagen über sexuelle Identitäten der Täter zu machen. Für mich ist das Thema nicht die Pädophilie. Mir geht es darum, die Gewalt und den Machtmissbrauch der Täter zu benennen, nachdem ich es von den Opfern gehört habe. Die Opfer stehen im Mittelpunkt meiner Aufmerksamkeit, nicht die Täter.

Jeden Tag kommen neue Missbrauchsfälle ans Licht. Was bleibt, wenn der Sturm vorbei ist?

Bei uns ist es noch lange nicht vorbei. Gerade hat sich ein Mitbruder seiner Missbrauchsvergangenheit gestellt. Ich kenne ihn gut. Ich habe 30 Jahre mit ihm in einem Orden gewohnt. Er ist mein Bruder. Ich stehe zu ihm. Ich werde nicht mit dem Finger auf ihn zeigen. Der Orden ist meine Familie. Aber ich muss meine Beziehung zu ihm neu klären.

Wie könnte das aussehen?

Ich weiß es nicht. Dazu bin ich viel zu aufgewühlt. Gestern Abend haben wir Ordensbrüder zusammengesessen. Einige haben geweint. In den letzten Tagen ist so viel geschehen. Das gesamte System der Beziehungen ist völlig verändert. Wir wissen noch gar nicht, wie. Wir sehen einander in die Augen und fragen uns: Wer hat was gewusst?

Wie geht es jetzt weiter?

Ich habe keine Strategie. Hätte ich eine, würde ich viel weniger erreichen. Als Jesuit lebe ich in der Planlosigkeit und lege alles in Gottes Hände. Es wird vorwärts gelebt und rückwärts verstanden.

Wollen Sie fatalistisch abwarten?

Nein, Fatalismus ist das Gegenteil von Glauben.

Welche Hoffnung haben Sie?

In der katholischen Kirche ist eine große Krise sichtbar geworden. Meine Hoffnung ist, dass das derzeitige Sys-

tem erneuert wird. Voraussetzung dafür ist: Wir müssen darüber sprechen, was uns Angst macht. Denn die Angst hindert uns zu hören, was uns die Opfer sagen.

Haben Sie mal überlegt, den Bettel hinzuschmeißen?

Das ist mir völlig undenkbar. Ich bin katholisch bis auf die Knochen. Das Evangelium ist mein geistiges Brot. Das werde ich mir von niemandem ausreden lassen.

Sie haben das Gelübde abgelegt, keusch zu sein. Bereitet Ihnen das keine Probleme?

Selbstverständlich. Ich kenne keinen Menschen, dem Enthaltbarkeit nicht zu schaffen macht. Aber um es klar zu sagen: Ich habe Enthaltbarkeit gelobt, und ich verstehe es auch so. Einem Doppelleben könnte ich innerlich niemals zustimmen. Keuschheit bedeutet für mich nicht, dass ich die Zähne zusammenkneifen muss, weil ich keinen Sex haben darf. Es geht um die Bereitschaft, sich ganz und gar von etwas abzuwenden und sich ganz und gar in den Dienst von etwas anderem zu stellen.

Sind Sie auch sonst so ein Asket?

Überhaupt nicht. Ich musiziere im Orchester, ich bin ein großer Fußballer gewesen. Ich liebe das Zusammensein mit Menschen und das Feiern. Auch bei Jesus wurden dauernd Feste gefeiert, wurde gegessen und getrunken.

Wie leben Sie?

Ich lebe zusammen mit zehn Glaubensbrüdern in einem Haus neben dem Canisius-Kolleg. Zu unserem Kloster gehört eine Kapelle. Jeder hat sein eigenes Zimmer, wir kochen und essen zusammen. Im Grunde genommen ist das eine Art WG.

Gibt es Konflikte?

Natürlich. Wir sind verschiedener Herkunft, haben unterschiedliche Stallgerüche. Wir haben verschiedene politische Ansichten und streiten natürlich auch mal darüber, wer den Abwasch macht.

Diskutieren Sie auch über Sexualität?

Selbstverständlich. In unserer Kommunität auf jeden Fall.

Wird die aktuelle Debatte über sexuellen Missbrauch die katholische Kirche verändern?

Das weiß ich nicht. Ich bleibe in der Gegenwart. Ich lehne es ab, mir alle möglichen Szenarien zurechtzulegen. Religiös bedeutet das: Ich warte auf das, was Gott mir zeigen will als Perspektive für die Kirche.

taz Nord 20.5.2009

von Jan Feddersen

"Ein Gegenüber zur bürgerlichen Moral"

Interview: Reinhard Dircks, schwuler Pastor der Hauptkirche St. Petri, Hamburg: Die Kirche hat gelernt - doch das stört einige

taz: Herr Dircks, noch Anfang der Achtzigerjahre wurde in der hannoverschen Landeskirche ein Theologe wie Klaus Brinker faktisch mit Berufsverbot belegt - seines Schwulseins wegen. Wie fern sind Ihnen heutzutage diese Zeiten?

Reinhard Dircks: Sie sind insofern mir noch sehr nah, als sie mich geprägt haben. Und sie sind mir sehr fern, weil sie heute keine Rolle mehr spielen.

Warum?

Weil ich in meiner Gemeinde selbstverständlich auch als schwuler Mann gewählt wurde. Ich konnte die Bedingungen setzen. In den verschiedenen Gremien, in denen über mich und meine Arbeit diskutiert wurde, habe ich sagt: Wenn ihr mich nicht als schwulen Mann akzeptiert, dann halte ich meine Bewerbung nicht aufrecht. Ich habe es heute nicht mehr nötig, mich jeder Dummheit zu stellen.

Wie hat man darauf reagiert?

Dass das kein Problem mehr sein könne, war die Ant-

wort. Es hieß nicht, dass es kein Problem ist, aber man hoffte, dass es so sei. In der Gemeinde von St. Petri gab es ja vor drei Jahren zu diesem Thema eine heftige Auseinandersetzung, als sich in St. Petri zwei schwule Männer segnen lassen wollten. Der Kirchenvorstand diskutierte darauf innig - und man muss sehen, dass meine Gemeinde hier in der Hamburger Innenstadt jene Kirche war, die am längsten brauchte, um mit diesem Thema zurechtzukommen.

Auf Kirchentagen war das Thema Homosexualität schon lange da.

Es wird seit 1977 diskutiert. Die Gruppe Homosexuelle und Kirche ist dort wie bei anderen kirchlichen Gelegenheiten präsent. Das soll man nicht unterschätzen. Keine Kirche, keine Institution überhaupt hat sich so des Themas Lebensformen angenommen wie die nordelbische Kirche. Von Konfirmanden bis zu den Seniorengemeinschaften ist das Thema Homosexualität intensiv besprochen worden.

Wie denn genau?

Dass zum Beispiel der Unterschied zwischen christlichen Werten und bürgerlicher Moral verhandelt werden konnte.

Worin liegt denn der Unterschied? War es nicht früher so, dass beides identisch war?

Moral meint doch die Sitten, die aktuell gelten. Das eben, was üblich ist, was man tut und was nicht. In den Fünfziger- und Sechzigerjahren war das Christliche fast das Allgemeine. Aber mit dem Jahr 1968, als theologisch viel schärfer geguckt wurde, wurden Differenzen spür- und sichtbar. Die Bibel wurde anders gelesen, wenn man so will, würde ich sagen, radikaler, christlicher eben. Es stellte sich heraus, dass die Bibel auch ein Gegenüber zur bürgerlichen Moral sein kann.

Jene, die einst für ein schroffes Klima in der Kirche gegen Homosexuelle standen, sind ja nicht weg. Der frühere sozialdemokratische Spitzenpolitiker Hans Apel ist sogar aus der Kirche ausgetreten, weil er sie homofreundlich nicht ertragen wollte. Ich möchte es so formulieren: Wenn ich als schwuler Mann in der Kirche selbstbewusst auftrete, schweigen im direkten Kontakt Menschen wie Hans Apel oder andere, die einfach ausgetreten sind. Mich nicht kränken zu wollen, wird auch eine Rolle spielen. Meine Frage zu diesen Austritten geht in eine andere Richtung: Was kritisieren sie wirklich? Das gewandelte Wertesystem? Dass sie also Homosexualität nicht als Singuläres sehen, sondern als Symptom einer anderen Kirche. Sie

vermuten dahinter eine Anbiederung an den Zeitgeist.

Was würden Sie denen antworten?

Ich würde mit ihnen das, was sie unter Zeitgeist verstehen, differenzieren. Was beklagen sie wirklich? Anbiederung? Und wenn sie wirklich Homosexualität ablehnen: Was ist ihnen daran sündhaft, das exklusiv Sündhafte? Gern würde ich mich mit ihnen über die Unterscheidung unterhalten zwischen christlicher Ethik und überkommener Moral - das wäre mir wichtig. Und ich würde ihnen vermitteln, dass sie durchaus ernst zu nehmen sind, sofern sie nicht einfach pauschal entwerfen.

Christliche Ethik wird immer noch in dem Credo "Seid fruchtbar und mehret euch" aufgespiert. Ist das nicht exklusiv heterosexuell zu lesen?

Ja, das ist das eine, das andere das Doppelgebot der Liebe. Das ist der Maßstab, nicht das "Seid fruchtbar und mehret euch".

Was verstehen Sie unter dem Doppelgebot der Liebe?

"Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben mit ganzem Herzen, mit ganzer Seele, mit all deinem Verstand und mit all deiner Kraft, und du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst." "Seid fruchtbar und mehret euch" ist eine anthropologische Aussage über die Selbstwirksamkeit des Menschen schlechthin. Diesen Spruch viel zu oberflächlich genommen hieße, dass man fraglos akzeptiert, dass Menschen sich wie die Karnickel vermehren sollen. Er meint aber im Gegenteil die Verantwortlichkeit für das Leben, theologisch gesagt eine Verantwortlichkeit für die Schöpfung, und wahrzunehmen, wie es für Menschen ist, Schöpfung und Leben zu fördern. Also selbst wirksam zu sein, nicht nur Leben zu empfangen, sondern auch zu gestalten.

Bedeutet dies nicht, dass dieser Logik nach nur Menschen, die sich fortpflanzen, gute Kinder Gottes sind?

Nein, das ist eine Engführung, die überhaupt nicht zu der ganzen Gattung der Schöpfungsgeschichte passen würde.

Reinhard Dircks, 47, Pastor an der Hamburger Hauptkirche St. Petri, leitet das dortige Beratungs- und Seelsorgezentrum, gegründet vor 40 Jahren, seit 2009. Anfang der Siebzigerjahre war es von seiten der Hauptkirche St. Petri ein noch heute großenteils ehrenamtlich getragenes Modellprojekt - auch im Hinblick auf eine bessere Beratung Homosexueller. Bei seiner Amtseinführung, so Dircks, war eines der schönsten Details, dass ein schwuler Pastor "nicht mehr als Problem", sondern "als normal" behandelt wurde.

taz 4.2.2010

von Jan Feddersen

Ein katholischer Eisberg

Die Debatte über sexuellen Missbrauch von Minderjährigen durch Jesuiten geht an der Sache vorbei. Das Problem ist die strukturelle Schwulenfeindlichkeit der Kirche

Pater Klaus Mertes, Rektor des Berliner Canisius-Kollegs, wird schon das rechte Gespür für die Tragweite der Enthüllungen um den sexuellen Missbrauch von minderjährigen Schülern durch Priesterlehrer an seiner Schule haben. So sagte er zum Stand der mittlerweile bekannt gewordenen Fälle: "Ich glaube, dass das erst die Spitze des Eisbergs ist."

Das ist sehr wahrscheinlich. Aus allen Teilen der Republik werden Tag für Tag weitere Berichte über sexuellem Missbrauch gemeldet. Ob in St. Blasien im Schwarzwald, dem österreichischen St. Pölten, aus Chile, Italien oder den USA: Die Opfer trauen sich, ihre Geschichte nicht mehr zu verschweigen. Am Canisius-Kolleg, von eliteorientierten Eltern seiner strengen Auffassung von Lehre und Disziplin wegen geschätzt, sind, so Pater Mertes, sogar "Initiationsriten" bekannt worden, bei denen Schüler durch Schläge auf den entblößten Hintern in den rechten Korpsgeist eingewiesen sein sollen. Man mag diese Fälle für singulär halten. So betont es

der Vatikan, der sich nicht zuständig fühlt und die Causa dem Jesuitenorden zuschiebt, dessen Angehörige für das Gros der Missbrauchsfälle verantwortlich sind. In Wahrheit ist das Bild von der Spitze des Eisbergs durchaus zutreffend; der Fingerzeig auf die Individualität der Fälle ist nichts als heuchlerisch und antiaufklärerisch.

Die katholische Kirche mit dem Vatikan an der Spitze selbst ist der Herd, auf dem der Brei aus sexueller Verklemmung, halbsadistischem Geifer gegen SchülerInnen an deren Lehranstalten und in deren Gemeinden sowie der Pose der ahnungslosen Unschuld unappetitlich köchelt. Allenthalben werden seit zwei Jahrzehnten Skandale aufgedeckt, in deren Mittelpunkt stets der katholische Klerus steht. Männer, die, versehen mit religiöser Autorität, sexuelle Gefälligkeiten von männlichen und weiblichen Kindern und Pubertierenden erschleichen oder erzwingen. Und wie Aussagen aus den USA, Irland und Australien belegen, stets von den Tätern gegenüber ihren Opfern mit dem Hinweis versehen, dass man ihnen nicht glauben werde, schwiegen sie nicht, und dass es Gottes Wille sei, was da passiert. Es hat System, dass all diese Fälle aus einer Glaubensgemeinschaft heraus berichtet werden, die ihre Priester auf Antisexualität einschwört und Sex lediglich im Zusammenhang mit dem Zweck der Fortpflanzung akzeptiert. Entsprechend ist die Politik der katholischen Zweige, angeheizt seitens des Vatikan, in allen Ländern, in denen in den vergangenen Jahren Gesetze zur Homoehe oder zum Verbot der Diskriminierung von Homosexuellen etabliert wurden. Immer waren es Katholiken,

die diese Liberalisierungen zu verhindern, mindestens zu unterlaufen suchten. In Deutschland hat, zum Beispiel, das Antidiskriminierungsgesetz keinen Bestand für die Arbeitsverhältnisse in kirchlichen Einrichtungen: Wer schwul ist oder lesbisch, wer sich gar hat verpartnern lassen, darf gesetzeskonform gefeuert werden. Wer hingegen schweigt, darf bleiben: "Sprich nicht drüber" ist die übliche vatikanische Methode, um den Schmutz am eigenen Soutanensaum nicht zur Kenntnis nehmen zu müssen.

So auch im Hinblick auf die eigene Priesterschaft, der früheren wie dem Nachwuchs. Es gibt für die Auswahl von Priesterkandidaten kein Kriterium, das fragt, ob einer nur deshalb das Zölibat leben möchte, weil er psychisch zu einem bürgerlichen Lebensentwurf als Homosexueller nicht fähig ist. Das meint: Kandidaten, die hastig in der schwulen Community flüchtigen Sex suchen, aber nicht als schwul gelten wollen, weil sie das für krank halten. In den Worten eines Priesters: "Das bischen Wichsen hat noch niemand geschadet."

Aus der jüngsten Geschichte der katholischen Beteiligung an den Erziehungsinstitutionen ist nur selten Gutes hervorzuheben: Die monströse Gewalt gegen Heimkinder in den Fünfziger- und Sechzigerjahren ging hauptsächlich von Priestern und Patern aus. Es waren hauptsächlich Christen, die die sadistischen Erziehungsregime begünstigten. Dabei nutzten sie, wie auch beim sexuellen Missbrauch, die Scham von Jungen aus, die, als Teil ihrer männlichen Identität, nicht anerkennen wollen, schwach und unterworfen gewesen zu sein.

Sonntaz 31.10.2009

von Jan Feddersen

"Tradition können wir ändern"

Interview: In Schweden können sich homosexuelle Paare nun auch in der Kirche trauen lassen - etwa von Eva Brunne, der weltweit ersten lesbischen Bischöfin. Im sonntaz-Gespräch erklärt sie, warum das völlig in Ordnung so ist

Ein Freitag in der Stiftskanzlei der Stockholmer Diözese der schwedischen Kirche. In der Klara Södra Kyrkogata, gleich hinter der Parkmauer der schönen Klara Kyrka, arbeitet sie - Eva Brunne, 55 Jahre, die im Frühsommer von der Synode ihres Kirchenkreises zur Bischöfin gewählt wurde. Sie kommt pünktlich, in Jeans, die Haare offen, unter dem blauen Sakko trägt sie ein Boomerang-Hemd, sie ist schmal in der Erscheinung, ihr Lächeln freundlich.

Eva Brunne: Hej!

taz: Wie spreche ich Sie an - in der üblichen schwedischen Du-Form?

Eva Brunne: Als Eva. Das ist bei uns so üblich. Aber mir ist jede Anrede recht.

Und wie sprechen die Menschen Sie hier an: Eva, Frau Bischöfin - oder etwa als Eure Exzellenz?

Das wurde schon alles gemacht, aber noch bin ich ja keine Bischöfin.

Aber in ein paar Tagen.

Ich hoffe, sie sagen weiterhin Eva, das ist schließlich mein Name. Aber sicher werden mich viele als Bischöfin ansprechen, oder eben beide Anreden benutzen.

Haben Sie damit gerechnet, zur Bischöfin von Stockholm gewählt zu werden?

Mit einigen Stimmen habe ich gerechnet, ja. Aber nicht mit einer Mehrheit. Ich war nur eine von acht Kandidaten.

Mussten Sie einen Wahlkampf führen?

Wir sind da eher zurückhaltend und melden uns nur zu Wort, wenn wir etwas gefragt werden. Am Anfang des Wahlprozesses gab es eine Anhörung mit uns allen, aber bis zu den Wahlen wird erwartet, dass wir nichts weiter sagen.

Hat man Sie danach gefragt, wie es für Sie ist, mit Ihrer Partnerin zusammenzuleben und ein Kind mit ihr zu haben?

Ja, danach hätte gefragt werden können. Aber so weit ich mich erinnere, hat sich danach bei mir niemand erkundigt. Wenn überhaupt, dann ging es darum, ob ein Bischof überhaupt Kinder haben sollte.

Wie das? Wir in Deutschland können schwer nachvollziehen, weshalb Schweden so viel liberaler scheint.

Wir hatten in Stockholm etliche Bischöfe, die bei homosexuellen Messen, beim Stockholm Pride etwa, gepredigt haben. Diese Persönlichkeiten und ihre Auffassung von Theologie haben die Geschichte der Diözese Stockholm beeinflusst, sodass mein Fall heute einfach kein Problem mehr ist.

Es gibt in Schweden, außerhalb von Stockholm, viele Freikirchen, die Homosexualität ablehnen.

Ehrlich gesagt, weiß ich das nicht. Ich habe von vielen

Leuten gehört, dass das Leben in der schwedischen Provinz nicht so einfach sein soll. Sehr viele Homosexuelle sind auf der Suche nach einem besseren Leben nach Stockholm umgezogen.

Waren Sie überrascht, gewählt worden zu sein?

Ja, in der Tat. Vorher war ich sehr unsicher.

Aber gehofft haben Sie, oder?

Klar, sonst hätte ich mich nicht aufstellen lassen. Als ich von der Wahl hörte, war ich sehr glücklich und, ja, bewegt, weil ich gefühlt habe, wie viele Menschen mich unterstützt haben.

Nun werden Sie im Dom von Uppsala in Ihr Amt eingeführt.

Sind Sie ein wenig nervös, verspüren Sie Lampenfieber?

Ob es Nervosität ist, was ich empfinde? Nein. Eher bin ich ziemlich bewegt. Das wird für mich ein sehr großer Tag, und auch für die Diözese. Ich denke, dass viele für mich beten werden.

Als Sie eine junge Frau waren, konnten Sie sich überhaupt vorstellen, dass Sie ein solch hohes Amt als lesbische Frau bekleiden würden?

Nein, auf keinen Fall. Mein Coming-out war früh. Aber weder in meiner Familie noch in der Gemeinde, wo ich an Gottesdiensten teilnahm, noch irgendwo anders in meinem Umfeld wurde aus Homosexualität ein Problem gemacht.

Haben Sie in Ihrer Kirche je irgendwelche homophoben Reaktionen mitbekommen?

Nicht gegen mich persönlich, aber natürlich gab es einige Aktionen und Aktivitäten, die ich als homophob bezeichnen würde. Eben gegen Homosexuelle allgemein oder auch gegen homosexuelle Christen.

Die Sie nicht betrafen?

Ich kann nur für mich selbst sprechen, aber ich denke, dass ich immer offen war und es somit nie zur Debatte stand, mir aus meiner Homosexualität einen Strick zu drehen. Das gilt wohl für alles im Leben: Wenn man selbst offen ist, werden die Leute einem das nicht vorhalten.

Sie meinen, sie werden dies im Gegenteil eher loben?

Es wird immer Leute um einen herum gegeben, die einen unterstützen, die einem, wenn nötig, die Möglichkeit einer Zuflucht bieten. Und ich finde, es sollte mir nicht besser ergehen als jedem anderen homosexuellen Christen - und darum sehe ich es als meine Mission an, für sie da zu sein und selbst diesen Rückhalt zu bieten, sollten sie ihn benötigen.

Christlichkeit und Homosexualität sind doch vor gar nicht langer Zeit sehr gegensätzliche Begriffe gewesen. Wie hat es in Schweden begonnen, dass sich die Staatskirche der Diskussion annahm?

1974 kam ein Buch heraus, das die Frage auf den Tisch brachte, wie die Kirche männlichen und weiblichen Homosexuellen begegnen sollte. Und zwar auf sehr theoretische Art. Wir haben nicht damit angefangen, über sie zu reden, sondern über Homosexualität. Und dann erschien irgendwann ein neues Buch mit dem Titel "Homosexuelle und die Kirche".

Vermutlich mit positiven, neugierigen Bezügen?

Natürlich.

Hagelte es denn daraufhin viele Kirchengaustritte?

Bestimmt, sicher gab es da einige. Mir sind darüber aber keine Zahlen bekannt. Damals hat sich unsere Kirche in vielerlei Hinsicht neuen Einflüssen aussetzen wollen, der Befreiungstheologie beispielsweise. Auch der Femi-

nismus mag eine Rolle gespielt haben. Kirche hat nach meinem Verständnis den Fokus zu richten auf Minderheiten und deren Rechte.

Die Kirchengaustritte ...

... wird es gegeben haben. Für manche war ein Grund, die Kirche zu verlassen, dass diese sich positiv über Homosexualität äußert. Umgekehrt wäre es für viele ein Grund, auszutreten, wenn die Kirche sich negativ dazu äußern würde. Haben Sie von der gestrigen Entscheidung im Kirchenrat gehört?

Dass sich schwule und lesbische Paare in schwedischen Kirchen trauen lassen können?

Ja, das war ein großer Schritt. Leute, die mit Nein gestimmt haben, könnten wegen des Ergebnisses aus der Kirche austreten. Doch so ist das eben in einer Kirchengemeinde, die so viele Mitglieder hat. Bei sieben Millionen Mitgliedern allein in unserem Land gibt es natürlich auch viele verschiedene Ansichten.

Der Bischof von Växjö, eine Diözese im sehr ländlichen Småland, hat die Entscheidung kritisiert.

Ja, dass wir über die Folgen des Beschlusses nicht lange genug theologisch debattiert haben. Ich bin fast sicher, dass er nicht gegen die Sache an sich ist, sondern mehr Zeit haben wollte, um darüber zu reflektieren.

Es heißt, heterosexuelle Eheleute könnten sich durch eine gleichgeschlechtliche Ehe abgewertet fühlen.

Das war tatsächlich ein Argument. Für mich persönlich gibt es natürlich nichts, was wir anderen wegnehmen würden. Unser Konzept von Ehe ist ja nicht wie ein Teich, der nur eine begrenzte Anzahl von Fischen beherbergt, und wenn davon zu viele geangelt werden, bleibt für einige nichts mehr übrig. Dieses Argument gab und gibt es, aber es ist doch genau andersherum. Je mehr Menschen heiraten können, desto besser wird die Situation für alle. Das ist jedenfalls meine Ansicht.

In Deutschland sind viele Christen aus der Kirche ausgetreten - auch weil sie keine Anerkennung Homosexueller wünscht. Eine Reihe von Pastoren sagt nun, sie können nicht wieder umstandslos in die Kirche zurück - zunächst müssten sie sich mit ihrem christlichen Bild auseinandersetzen. Sehen Sie das auch so?

Ich würde sie alle wieder willkommen heißen, ohne Bedingungen. Und wenn sie selbst über die Angelegenheit reden möchten, würde ich das sehr schätzen.

Und wenn sie die Moral Ihrer Kirche nicht teilen?

Das macht keinen Unterschied. Wer getauft ist und Mitglied der Kirche werden möchte, kann das immer tun, alles andere ist in unserem System gar nicht vorgesehen. Und ich mag diese Regelung sehr.

Zurück zu Ihrem neuen Amt, zu Ihrem großen Tag. Ist Ihre Familie nervös?

Nein, niemand ist dies. Wir sind alle voller Vorfreude. Ich bin an der Planung des Gottesdienstes überhaupt nicht beteiligt. Natürlich ist meine Familie eingeladen.

Im Privaten mögen Sie Krimis, hörte ich.

Oh ja, das tue ich! Das tut doch jeder Pastor.

Ihre Lieblingsautoren?

Anne Holt und viele schwedische Autoren. Arne Dahl hat ein sehr spannendes Buch geschrieben, das in der Gemeinde spielt, in der ich mal Pastorin war. Ich mag seinen politischen Touch sehr.

Und Henning Mankell?

Den mag ich auch, allerdings nicht so sehr seine Krimis, sondern eher jene Bücher, die in Afrika spielen.



In Deutschland ist er inzwischen ein bisschen verrufen - der Mann, der eine fast zu perfekte Moral hat.

Das finde ich nicht. Nein, mir gefällt es sehr. Seine Geschichten bleiben mir oft länger im Gedächtnis als andere. Vielleicht, aber da bin mir nicht sicher, auch gerade wegen der Dinge, die Sie beschrieben haben.

Sie tischlern gern zur Entspannung, nicht wahr?

Ja, was tut man nicht alles, um Jesus Christus nah zu sein.

Was erarbeiten Sie mit Holz - Möbel?

Eher kleinere Möbelstücke. Einen Besteckkasten habe ich mal geschafft.

Womöglich auch eine Weihnachtskrippe?

Ja, aber für die Figur des Jesus habe ich eine kleine Plastikfigur genommen, um sie in die Krippe zu stellen. Für filigrane Holzarbeiten müsste ich schnitzen, aber das kann ich nicht. Sagen wir, ich bin keine Schnitzerin, sondern eine Art Schreiner in meiner Werkstatt.

Hat Ihr Kind in der Schule oder im Kindergarten irgendwelche Reaktionen von anderen Kindern auf Ihre Bischofswahl mitbekommen?

Das ist das einzige Thema, über das ich nicht sprechen möchte und keine Frage beantworte - zu unserem Kind.

Traditionelle Christen sagen, dass eine Heirat nur zwischen einem Mann und einer Frau stattfinden kann.

Tradition ist etwas, das wir ändern können. Wir haben lange Zeit gleichgeschlechtliche Paare erlebt, die zusammenleben, Gottesdienste besuchen, und nun ist es eben auch möglich, dass sie heiraten.

Bei uns heißt es seitens Konservativer, Homosexualität sei eine Art Mode. Wie denken Sie?

Mode? Natürlich sieht man heute mehr Homosexuelle. Vor fünfzig Jahren war das anders, weil sie sich verstecken mussten. Heute ist es leichter, offen zu sein, und darum sieht man sie auch viel mehr. Das hat mit Mode nichts zu tun.

Wichtig in Ihrer bisherigen Arbeit war Ihnen die Arbeit mit muslimischen BürgerInnen - als ein Dialog der Kulturen. Kann dieser Erfolg haben?

Für uns war er bereits erfolgreich.

Inwiefern?

Ich würde sagen, wir sind mit dem Wissen in den Dialog getreten, dass wir beide einer Minderheit angehören. Das ist ein guter Ausgangspunkt. Wir haben nicht uns als Mehrheit und die MigrantInnen als Minderheit betrachtet, sondern wir waren beide Teile unterschiedlicher Minderheiten. Wir sind ins Gespräch gekommen, weil wir mehr übereinander wissen wollten: Wie sieht deine Religion aus, wie seht ihr Gott, worum geht es in eurem Glauben? Es ging auch darum, einander als Personen kennenzulernen.

Ohne zu missionieren?

Ohne Mission. Dafür mit sehr viel Neugier auf die Arbeit des türkischen Imams, den ich getroffen habe. Ich konnte sehr viel über die Herkunft seiner Gemeinde lernen. Durch Fragen, Fragen und Fragen. Auch ich komme nicht aus Stockholm und konnte viel über den Ort erzählen, wo ich herkomme. Ich komme ganz aus dem Süden von Schweden. Wir sind sozusagen beide Immigranten.

Was ist der Unterschied zwischen Schweden und Dänemark, wenn es um Migration geht? Ist Migration ein schwedisches Problem?

Ich würde das nicht als Problem bezeichnen, nein.

Natürlich könnte es theoretisch für ein kleines Dorf ein Problem sein, wenn innerhalb kurzer Zeit viele Leute aus einem anderen Land dorthin ziehen. Dann müsste man sich auf sie einstellen. Aber während des Zweiten Weltkriegs kamen 50.000 Menschen aus Norwegen hierher, innerhalb eines einzigen Monats, und das war kein Problem für Schweden. Wie könnte man heute also von einem Problem sprechen? Aber es gibt natürlich politische Parteien, die Migration als problematisch ansehen und der Ansicht sind, man solle uns "Schweden zurückgeben".

Ist diese Meinung tonangebend?

Ich weiß nicht, aber es ist der Wahlspruch der rechten Schwedendemokraten. In Dänemark scheinen diese Parteien aber viel mehr Zuspruch zu kriegen, auch in Norwegen.

Sie stehen auch als Person für eine moderne, bunte Gesellschaft. Hätten Sie sich das als junge Frau vorstellen können?

Natürlich war ich als Zwanzigjährige viel radikaler als heute mit über fünfzig. Ich stellte es mir einfacher vor, Dinge zu verändern, als ich es dann in der Realität empfunden habe. Ich denke aber auch, das geht allen jungen Menschen so. Man stellt sich vor, große Veränderungen durchsetzen zu können, wenn man es nur will.

Viele sagen ja, wer zu radikal ist, erreicht nichts.

Ich denke, mit kleineren Schritten kommt man einfacher und besser ans Ziel. Reform ist eine fortwährende Art der Veränderung - das ist eine Sicht, die wir von einem Deutschen, Martin Luther, gelernt haben.

Als Christin - was glauben Sie, würde Jesus mit den heutigen Entwicklungen einverstanden sein?

Das weiß ich nicht, und ich bin auch nicht sicher, ob alle Veränderungen unbedingt zum Positiven stattgefunden haben. Aber was Jesus uns vorgelebt hat, ist, dass es Dinge gibt, die wir Menschen tun können, um ein besseres Leben zu ermöglichen. Und das nicht nur im materialistischen Sinne, sondern auch auf das "innere Leben" bezogen. Jesus hat uns gezeigt, dass wir uns aufrichten und selbstbewusst sein können, mehr als das.

Eva Brunne: Geboren am 7. März 1954 in Malmö. Theologiestudium, danach sechzehn Jahre Pastorin in einer migrantisch geprägten Gemeinde in Stockholm. Verheiratet mit der Theologin Gunilla Lindén, die einen Sohn mit in die Beziehung gebracht hat. Am 8. November in Uppsala Ordination zur Bischöfin. Im Frühsommer war sie von den Delegierten der Stockholmer Diözese dazu gewählt worden. Seit Mai 2009 gilt in Schweden ein geschlechtlich neutrales Eherecht, vom Parlament gegen die Stimmen der Christdemokraten verabschiedet. Es heiraten zwei Menschen, nicht mehr Frau und Mann. Die protestantische Staatskirche hat sich dieser Rechtllichkeit angeschlossen. Die Trauformel ist grundiert durch den Spruch "har du skapat människor till din avbild" - "Du hast die Menschen als dein Abbild geschaffen". Das Jawort geben sich einander "äktar maka", Eheleute, nicht mehr Mann und Frau.

"Unsere Gesellschaft braucht Menschen, die ungefragt helfen"

Interview: Jörg Passoth gehörte zu den ersten Pfarrern, die Anfang der 80er-Jahre Kirchenasyl in Berlin gewährten

taz: Herr Passoth, sind Sie ein Gesetzesbrecher?

Jörg Passoth: Nein, ganz im Gegenteil.

Seit über 20 Jahren gewähren Sie Kirchenasyle in Berlin, organisieren und begleiten fast jede dieser Aktionen im Hintergrund. Kirchenasyle sind allerdings im deutschen Gesetzbuch nicht vorgesehen.

Das wird uns jedes Mal vorgehalten, wann immer wir ein Kirchenasyl beginnen. Dabei bewegen wir uns keineswegs in einem rechtsfreien Raum. Wir nehmen Flüchtlinge auf, von denen wir überzeugt sind, dass sie nicht abgeschoben werden dürfen. Und zwar deshalb, weil gewichtige Aspekte in ihren Fluchtgeschichten nicht berücksichtigt wurden oder neu aufgetaucht sind. Diese neuen Punkte tragen wir den Behörden vor, um das Verfahren neu aufzurollen.

Trotzdem setzen Sie sich über staatliches Handeln hinweg, wenn Sie Abschiebungen verhindern, indem Sie Menschen in Ihrer Kirche verstecken. Der frühere Berliner Innensenator Heinrich Lummer bezeichnete Sie einmal als "Verkenner unseres demokratisch verfassten Rechtsstaates".

Es entspricht sicher nicht der Mehrheitsmeinung, was wir tun. Aber ich bin davon überzeugt, dass unser Staatsgefüge von diesem Engagement nur profitieren kann. Unsere Gesellschaft braucht Menschen, die ungefragt und wirkungsvoll helfen, wenn Menschen in Not sind. Mit dem Kirchenasyl suchen wir nach humanitären Lösungen, auch dort, wo es keine zu geben scheint. Dabei zielen wir immer auf den Konsens mit den zuständigen Behörden. Und der Erfolg gibt uns recht. Nicht nur wurde in Berlin noch nie jemand aus dem Kirchenasyl abgeschoben - die meisten von ihnen leben heute mit dauerhaftem Bleiberecht im Land.

Dennoch: Steht die Kirche im Zweifel über Gesetz und Staat?

Noch mal: nein. Natürlich haften wir für das, was wir tun. Und wenn wir uns strafbar machen, leisten wir ohne Lamento unsere Strafe. Aber die christliche Kirche ist aus ihrer biblischen Tradition im Besonderen verpflichtet, das Wohlergehen von Fremden zu achten. Nimmt man die Bibel strikt, geht es in erster Linie nicht darum, Gesetzen zu genügen, sondern das Herz und die Not des anderen zu verstehen.

Klingt nach einer Selbstverständlichkeit.

Ja. Und es könnte ja auch jede Universität und jeder Supermarkt Flüchtlingen Obdach bieten, wenn sie es wollten.

Wie läuft ein Kirchenasyl heute klassisch ab?

Wenn wir überzeugt sind, dass eine Person aus humanitären Gründen nicht abgeschoben werden darf und es keinen anderen Weg gibt, wird der Flüchtling in einer Gemeinde untergebracht. Dann informieren wir ganz offiziell die Innenverwaltung, dass diese Person dort aufgenommen ist. Das läuft fast immer geräuschlos, ohne dass die Öffentlichkeit etwas davon mitbekommt. Und parallel wird recherchiert.

Recherchiert?

Unser Ziel ist es, neue Gründe zu finden, die der anderen Seite erlauben, eine Abschiebung abzusagen. Es gibt immer eine Gruppe von Gemeindemitgliedern, die während des Kirchenasyls über das Herkunftsland recherchieren, mit Leuten telefonieren, Atteste einholen. Und wenn Sie mit Flüchtlingen im gleichen Haus leben, hören Sie am Küchentisch Dinge, die in keiner Anhörung erwähnt wurden.

Unterstellen Sie den Behörden, dass diese nicht gründlich genug Asylfälle bearbeiten?

Nein. Aber sagen wir es mal so: Die Behörden stützen sich oft nur auf die Aussagen des Auswärtigen Amtes und haben nicht die Möglichkeiten, die wir als Kirche haben. Über unsere Partnergemeinden im Ausland, über unsere Zusammenarbeit mit Menschenrechtsorganisationen wie Amnesty International oder Terre des Hommes besitzen wir oft ein Detailwissen über die Heimat der Flüchtlinge, von denen manchmal das Leben der Leute abhängt. Und wir haben die Zeit, das zusammenzusammeln.

Zeit? Als sich im März ein 26-jähriger Tschetschene im Kirchenasyl in der Friedrichshainer Samariter-Gemeinde befand, kam die Polizei fast täglich, um ihn abzuholen.

Das war eine Ausnahme und erinnerte tatsächlich an die alten Zeiten des Kirchenasyls. Damals in den Anfangsjahren war das noch eine hochbrisante Sache. Wir wussten nicht, wie wir uns verhalten können und unser Gegenüber, die Polizei und Behörden, auch nicht. Heute ist in die Abläufe aber eine gewisse Routine und Sicherheit gekommen.

Inwiefern?

Wir müssen nicht mehr jede Nacht wach bleiben, aus Angst, dass die Polizei kommt. Es gibt inzwischen einen Konsens zwischen uns und den Behörden, Konfrontationen möglichst zu vermeiden und respektvoll miteinander umzugehen. Das ist auch ein Verdienst, dass wir über 20 Jahre lang dafür gesorgt haben, dass unser Gegenüber stets das Gesicht wahren konnte.

Wie viele Kirchenasyle laufen denn momentan in Berlin?

Augenblicklich keines. Wir haben in diesem Jahr aber bereits drei Kirchenasyle erfolgreich abgeschlossen. Das waren alles Tschetschenen: eine acht- und eine siebenköpfige Familie im Paul-Gerhardt-Stift und der 26-Jährige in der Samariter-Gemeinde. Daneben nehmen wir aber auch Flüchtlinge auf, denen keine Abschiebung droht, aber eine Bleibe fehlt. In meiner früheren Gemeinde in Dahlem lebt zum Beispiel gerade eine Kenianerin ohne Papiere, die im Krankenhaus Zwillinge geboren hat.

Die 36 Exil-Iraner, die sich im August im Hungerstreik in der Kreuzberger Heilig-Kreuz-Kirche befanden, zählen Sie nicht als Kirchenasyl?

Meines Wissens war keiner der dort Anwesenden von Abschiebung bedroht. Es handelte sich vielmehr um eine Solidaritätsaktion mit notleidenden Menschen in einem irakischen Flüchtlingslager. Auch dafür öffnen

wir gelegentlich unsere Türen. Entscheidend ist nur, ob Menschen in besonderer Not sind. Das gilt übrigens auch für Deutsche.

Sie hatten schon mal einen Deutschen im Kirchenasyl?

Ja, das ist zwar schon lange her, war aber das absolut gleiche Verfahren. Der Mann war aus Süddeutschland aus der Psychiatrie verschwunden und stand eines Morgens vor meinem Pfarrhaus. Ich hab ihn aufgenommen und geguckt: Was sind seine Ängste? Dann haben wir mit den betroffenen Einrichtungen und Gerichten in Bayern vereinbart, dass der Mann seine Therapien freiwillig machen kann, und er ist wieder mit dem Zug runtergefahren.

1983 gab es das erste Kirchenasyl in Berlin. Können Sie sagen, wie viele seitdem absolviert wurden?

Schwierig zu sagen. Da hat ja am Anfang keiner mitgezählt. 200, würde ich grob schätzen. Davon dürften über 1.000 Flüchtlinge profitiert haben.

Wie viele Berliner Kirchen sind denn überhaupt bereit, Asyl zu gewähren?

Momentan sind es 12 Gemeinden plus zwei diakonische Einrichtungen. In den Anfangsjahren hatten wir mal bis zu 50 Gemeinden. Aber diese Fülle brauchen wir heute nicht mehr.

Warum nicht?

Das hat im Wesentlichen mit der Härtefallkommission zu tun. Berlin hat die höchste Anerkennungsquote von Härtefällen. In der Kommission sitzen Leute, mit denen wir seit Jahren gut zusammenarbeiten. Dafür dauern die Kirchenasyle, die es heute gibt, länger als früher. Das kann sich schon mal drei Jahre hinziehen.

Warum so lange?

Viele Flüchtlinge haben über Jahre Gewalt erfahren, sind misshandelt worden. Sprechen können sie darüber oft nur, wenn sie Vertrauen zu einem Menschen gefasst haben. Das braucht Zeit. Vielfach sind die Betroffenen auch so krank, dass mit den Behörden immer wieder um Reise- und Transportfähigkeit gestritten werden muss. Das war etwa im Fall des 26-jährigen Tschetschenen in der Samariter-Gemeinde so. Der Mann war durch Folterungen traumatisiert, litt unter Nierenschmerzen, Magengeschwüren und inneren Blutungen. Dazu kam die Gefahr, die ihm als Sohn eines ermordeten Rebellen bei einer Abschiebung nach Tschetschenen gedroht hätte. Davon konnten wir den Innensenator nach zähem Ringen letztlich überzeugen.

Wie finanzieren Sie eigentlich Ihre Kirchenasyle?

Durch Betteln: Spenden und Kollekten.

Am Jahresende könnte es wieder mehr Arbeit für Sie geben - die Bleiberechtsregelung läuft aus. Dann müssen langjährig geduldete Flüchtlinge einen Arbeitsplatz nachweisen, um hierbleiben zu dürfen.

Eine Absurdität. Jetzt in der Krise ist die Arbeitsplatzsuche doch selbst für Deutsche ein Kunststück. Es muss definitiv eine Verlängerung der Frist für Härtefälle geben. Ansonsten wird das für viele Flüchtlinge verheerende Folgen haben.

Wären die Berliner Kirchen für eine neue Welle an Kirchenasylen gewappnet?

Wir sind gewappnet wie immer. Aber wir können keine verfehlte Flüchtlingspolitik ausbaden. Ein Kirchenasyl bleibt immer ein symbolisches Zeichen.

Sie gehörten bereits 1985 zu den Mitbegründern des Vereins "Asyl in der Kirche". Warum fesselt Sie dieses Thema?

Schlüsselerlebnis war die Silvesternacht 1983. Damals verbrannten im Abschiebegehwarsam am Augusta-Platz in Lichterfelde sechs Flüchtlinge, die aus Protest ihre Matratzen angezündet hatten. Im Einzugsgebiet meiner Gemeinde! Und ich hatte keine Ahnung, was da los war. Noch in der Neujahrssitzung des Gemeindegottesdienstes bat ich darum, mich für ein dreiviertel Jahr freizustellen, um mir Klarheit verschaffen zu können, wie es um Flüchtlinge in dieser Stadt steht. Das wurde mir erlaubt.

Und wie stand es um die Flüchtlinge?

Grauenhaft. Die Unterbringungen, der Umgang mit diesen Menschen, das war mafiös. So etwas hatte ich noch nicht erlebt. Die Flüchtlinge wurden in den Heimen sich selbst überlassen. Es gab Schikanen. Um Marken bei der Ausländerbehörde zu bekommen, mussten sich die Asylbewerber um 3 Uhr nachts vor die Tür stellen, damit sie um 8 Uhr drankommen. Auch im Winter. Da sind wir hin und haben denen Suppe und Kaffee gebracht.

War das alles, was Sie tun konnten?

Wir haben auch politischen Druck aufgebaut, haben das Gesundheitsamt in die Heime geschickt. Da wurde damals zum Teil richtig im Dreck gewählt.

Was hat sich heute gebessert?

Es gibt inzwischen ein politisches Bewusstsein für die Probleme von Flüchtlingen in dieser Stadt. Es gibt Netzwerke und flankierende Maßnahmen, wie einen Gesundheitsschutz auch für Menschen ohne Papiere. Nichtsdestotrotz tut die Innenverwaltung im Einzelnen immer noch haarsträubende Dinge, wenn sie etwa Tschetschenen nach Polen abschiebt, wo diese nicht vor Übergriffen geschützt sind. Und es gibt immer noch Institutionen wie das Abschiebegefängnis in Grünau, in dem Menschen nur deshalb sitzen, weil sie die falschen Papiere haben. Insgesamt ist es aber seit der Einführung der Härtefallkommission Anfang der Neunziger deutlich besser geworden.

Auch ein Verdienst Ihrer Bewegung?

Sicher auch. Genauso wie der vielen anderen Gruppen, die sich um Flüchtlinge bemüht haben. Mit der Härtefallkommission wurde letztlich auch institutionell anerkannt, dass alle gesetzlichen Regelungen nicht ausreichen, um im Einzelfall humanitäre Härten zu beachten.

Blieb bei Ihrem ganzen Aktionismus eigentlich noch Zeit für Familie und Gemeindegarbeit?

Jetzt bin ich ja im Ruhestand. Aber keine Frage, das waren anstrengende Jahre für alle Beteiligten. Da kamen schon Gemeindegmitglieder, die wollten, dass ich endlich mal wieder das tue, was andere Pfarrer machen. Richtige Schwierigkeiten hatte ich aber nie. Im Gegenteil haben sich meine Gemeinden immer stark mitengagiert. Die Konfirmanden haben den Flüchtlingen Deutschunterricht erteilt, die Älteren Feste und Flüchtlingscafés organisiert.

Der Einsatz für Fremde - war das auch Teil Ihrer Berufung zum Pfarrer?

Ich bin überzeugt, dass man vor der Not von Menschen nicht die Augen verschließen darf. Und würde ich nicht nach meinen Kräften Lösungen dafür suchen, würde das auch meinen Glauben infrage stellen. Zudem habe ich als Kleinkind die Nachwehen des Krieges und Nationalsozialismus erlebt. Auch das hat mich für meine späteren Aufgaben geprägt.

Haben Sie irgendwann gedacht: Jetzt ist genug mit den Kirchenasylan, ich habe meinen Teil getan, ich höre auf? (überlegt) Eigentlich nein. Es ist dieser Moment am Ende jedes Kirchenasyls, der einen immer weitermachen lässt. Dann wenn ich sagen kann: Hier ist das

Schreiben von der Ausländerbehörde, du kannst bleiben. Dieser Moment, der Blick des anderen, der endlich aufatmen kann - das ist bis heute ein Geschenk.

taz 22.12.2009

von Lilian Grundler

"Die großen Denker argumentierten auf Kosten der Tiere"

Interview: Rainer Hagencord ist Biologe und Priester. Mit seinem Institut für Theologische Zoologie in Münster plädiert er für eine neue Ehrfurchthaltung gegenüber Tieren. Ein Gespräch über Billigfleisch als Sünde, das Tierische im Menschen, die Fehler der Theologie und die Rolle von Ochs und Esel bei Jesu Geburt

taz: Herr Hagencord, der Mensch wurde aus dem Paradies vertrieben. Was ist mit dem Tier passiert?

Rainer Hagencord: Die Bibel schweigt, aber es ist naheliegend, dass es den Garten Eden nicht verlassen hat. Allerdings ist der Garten Eden kein Ort, sondern das Bild für einen Wesenszustand.

Steht das Tier damit etwa Gott näher als der Mensch?

Thomas von Aquin sagte, das Tier lebt Gott unmittelbar. Ein großes Wort. Die Gottunmittelbarkeit hat der Mensch verloren. Wenn man mit dem Bild von Eden spielt, dann wird es plötzlich doch greifbar. Es wird deutlich, wir Menschen haben die Verantwortung und die Last, unser Leben zu gestalten, mit Leiden und Tod umzugehen, wir müssen uns selbst finden. Jeder, der sich auf die Begegnung mit einem Tier einlässt, ihm wirklich in die Augen schaut, der sieht, dass das Tier diese Not der Identitätsfindung, die Sorge vor dem Tod nicht kennt.

Theologische Zoologie heißt Ihr Institut - womit genau beschäftigen Sie sich?

Damit, die biblischen Texte neu zu sichten, auch im Umfeld ihrer Entstehungsgeschichten von vor 2.000 Jahren. Man kann die Bibel auf unterschiedliche Arten lesen. Analysiert man die biblischen Texte über Mensch, Tier und Gott mit wissenschaftlichem Anspruch, also einer historisch-kritischen Methode, dann können wir feststellen, dass die Tiere in der Theologie des Alten Testaments eine besondere Wertschätzung haben. Ich glaube, dass ich mit diesen Appellen, mit denen die Kirche die Menschen jahrelang klein gehalten hat, nicht weiterkomme. Aber mit tatsächlichen Fakten, wie ich die Bibel zu lesen habe, wie die Theologie anders denken kann, einerseits und biologischen Fakten andererseits, kann ich eine Bewusstseinsveränderung hervorrufen. Das ist Ziel meines Institutes.

Wie gestalten Sie Ihre Arbeit?

Neben meinen Lehraufträgen in Hochschulen in Münster möchte ich, dass das Thema auch stärker in Schulen seinen Platz findet. Ich glaube, dass Kinder und Jugendliche ein ganz anderes Gespür haben für Fragen nach Massentierhaltung, Fleischkonsum und Respekt vor der Natur. Sie können viel verändern, da habe ich auch ein politisches Interesse. Außerdem möchte ich das Thema in Bildungs- und Exerzitienhäusern und Klöstern set-

zen. Derzeit bin ich mit Pilotprojekten unterwegs, auch in Zoos und Nationalparks.

Aber wie lässt sich Gegensätzliches wie Religion und Wissenschaft vereinen?

Indem ich hingehe und die Fakten aus der Zoologie, vor allem aus der Verhaltens- und Evolutionsbiologie, erschließe und mich frage, was sage ich als Theologe dazu. Wenn ich biblische Texte und auch theologische Argumentationsfiguren sichte und vergleiche, dann ziehe ich daraus Konsequenzen sowohl für die Anthropologie als auch für ethische Postulate. Dann gucke ich auch in die Malerei, Dichtung und die Poesie, in all die anderen Spuren der Anthropologie, die auch eine Wertschätzung für die Natur beibehalten haben, und damit bin ich wieder in anderen Wissenschaftsdisziplinen.

Wird es wohl bald auch die Disziplin Theologische Botanik geben?

Die Begriffe klingen dann sehr schwierig. Aber jenseits aller Begriffe ist es natürlich klar Folgendes zu sagen: Wenn wir unsere christlichen Wurzeln noch einmal sichten, und das ist Aufgabe meines Institutes, dann müssten wir im Grunde auf eine neue Ehrfurchthaltung kommen gegenüber allem, was lebt. Da würde ich dann auch die Pflanzen nicht ausschließen. Die Gefahr ist immer, dass man in eine Esoterik rutscht. Dann werden Pflanzen plötzlich auch beseelt. Mir geht es eher darum, eine andere Haltung des Menschen gegenüber der Natur zu begründen, und zwar mit theologischen und naturwissenschaftlichen Argumenten.

Was können Sie Ihren Theologiestudenten Besonderes mitgeben?

Tatsächlich eine Neusichtung und Neulektüre der biblischen Texte. Ich erlebe auch in diesem Semester, dass manche Studierende dasitzen und große Augen bekommen, obwohl sie kirchlich sozialisiert sind. Aber eine solche Wertschätzung für das Tier, die sich in der Bibel findet, haben sie noch nicht erlebt. Die Tiere sind vergessen in der Theologie, in der Bibel sind sie das nicht. Deswegen ist mein erster Ansatz, eine Art Schocktherapie zu veranstalten und die Leute erst einmal die biblischen Texte richtig lesen zu lassen.

Aber warum erst so spät?

Man hat etwas überlesen, vielleicht auch bewusst ausgeklammert. Der Mensch ist in der Neuzeit neu definiert worden. Die großen Denker damals sahen den Menschen als Herrscher über die Natur, mit natürlich großartigen Folgen, was Freiheit und Autonomie des Menschen betrifft. Allerdings haben sie dabei oft auf Kosten der Natur und der Tiere argumentiert. Als Wissenschaftler muss ich auch andere Sichtweisen in den Vordergrund rücken, die auch das Tier und Natur wert-

schätzten. Nikolaus von Kues zum Beispiel ist für mich ein großer Denker.

Auch eine Neusichtung der Bibel hinsichtlich der Rolle des Menschen wäre sicher interessant.

Das ist wirklich naheliegend. Wenn Sie das Tierische wertschätzen und somit auch dessen Anteile im Menschen, kommen schnell die heißen Fragen nach Sexualität und Umgang mit Gefühlen auf. Wir müssen unser Verhältnis zur Natur ändern, aber auch zum eigenen Leib. Wenn wir uns als Gläubige fragen, welche Rolle spielt denn mein Leib, das Animalische in mir für ein echtes Menschsein, dann sind wir mitten in der Anthropologie.

Bekommen Sie bei solchen Auslegungen nicht Probleme mit Ihrer Kirche?

Mein Bischof stellt mich mit einer halben Stelle frei für diese Arbeit. Das heißt ja schon mal was. Viele Kollegen innerhalb der Kirche schätzen meine Arbeit sehr und merken, dass da ein wichtiges Thema bearbeitet wird. Andererseits bleiben aber auch viele bei der Überschrift hängen. Wenn man nicht mal drei Sätze liest, sondern nur den Begriff, meinen Leute halt, das ist wohl Spinnerie, der kümmert sich um psychotische Katzen und macht hier irgend so einen Fundamentalismus auf.

Wie kommt es denn, dass Sie sich so intensiv mit Tieren beschäftigen?

Schon als Kind war ich leidenschaftlicher Biologe. Nach meinem Theologiestudium und vier Jahren Arbeit in der Gemeinde brauchte ich von alledem Abstand. Mit

Billigung meines Bischofs habe ich dann noch einmal Biologie studiert. Mit Staunen habe ich die Erkenntnisse der Biologie über Denken, Fühlen und Kulturfähigkeit bei Tieren entdeckt und stellte fest, dass das in der Theologie nicht angekommen ist. Außerdem nenne ich es eine Empörung. Empörung darüber, dass Kirche, Theologie und Gemeinden angesichts des unermesslichen Tierleidens heutzutage weiterhin schweigen.

Wie hat sich denn ein guter Christ gegenüber Tieren zu verhalten?

Ich glaube, das muss jeder selber für sich finden. Bei meinem Konsumverhalten fängt es an: Welches Fleisch kaufe ich, welchen Beitrag leiste ich dafür, dass die Regenwälder nicht weiter abgeholzt und die Meere immer mehr leer gefischt werden - bis hin zur Frage des täglichen Umgangs mit meinen Mitgeschöpfen.

Sind Sie Vegetarier?

Überwiegend schon. Ich esse ganz gern mal ein Stück Fleisch, aber dann natürlich vom Biometzger nebenan.

Gerade zu Weihnachten sind Ochs und Esel allgegenwärtig. Welche Rolle spielen diese Tiere bei Jesu Geburt?

Die Bibel redet davon nicht. Franz von Assisi hat als Erster Ochs und Esel in die Krippe gestellt. Das liegt natürlich auch an der agrarwirtschaftlichen Kultur. Diese Tiere waren einfach immer da. Da steht nicht spektakulär eine Giraffe oder ein Krokodil, sondern die Tiere, mit denen Israel permanent zu tun hatte. Jesus selbst reitet beim Einzug in Jerusalem auf einem Esel.

taz 2.12.2009

von Christian Rath

Gemeinsamer Ruhetag

Das Bundesverfassungsgericht begründet den besonderen Schutz des Sonntags nicht nur religiös. Das Urteil wendet sich gegen dessen völlige Ökonomisierung

Karlsruhe (taz) Läden und Geschäfte müssen im Prinzip sonntags geschlossen bleiben. Dies entschied jetzt das Bundesverfassungsgericht auf Klage der evangelischen und katholischen Kirche. Eine völlige "Ökonomisierung" des Sonntags sei mit dem Grundgesetz nicht vereinbar, sagte Hans-Jürgen Papier, der Präsident des Bundesverfassungsgerichts, bei der Verkündung des Urteils.

Die Richter kippten dabei eine zu weitgehende Liberalisierung im Land Berlin. Wenn an allen vier Adventssonntagen eingekauft werden kann, verstoße dies gegen den "Mindestschutz" des Sonntags. Karlsruhe ging es dabei aber nicht um den Schutz der religiösen Adventszeit. Vielmehr monierte das Gericht, dass der Sonntagsschutz einen ganzen Monat lang en bloc entfalle. Solange der Sonntagsschutz die Regel bleibe, könnten einzelne Sonntage in der Adventszeit trotzdem ausnahmsweise liberalisiert werden. Betroffen sind von dieser Entscheidung auch Brandenburg, Sachsen und Sachsen-Anhalt. Auch dort sind alle vier Adventssonntage für den Verkauf freigegeben.

Es ist kein Zufall, dass gerade das Land Berlin verklagt wurde, denn dort wurde die Liberalisierung am weitesten getrieben. Ausgerechnet die rot-rote Koalition unter Klaus Wowereit (SPD) wollte aus der Touristenstadt Berlin eine europäische "Einkaufsstadt" machen. Als die

Länder nach der Föderalismusreform die Zuständigkeit für den Ladenschluss erhielten, erlaubte der Senat werktags "shopping round the clock" und gab zudem zehn Sonntage frei, inklusive der gesamten Adventszeit. FDP und CDU unterstützten das Projekt, nur den Grünen ging es zu weit. Die anderen Bundesländer haben überwiegend vier Sonntage freigegeben, Baden-Württemberg drei, Brandenburg sechs.

Die Kirchen argumentierten in ihrer Klage, dass der Sonntagsschutz der Förderung der Religion diene. Der Sonntag sei als Tag ungestörter Religionsausübung gedacht. Schließlich müssten die Kirchen ihre Gläubigen auch erreichen können. Konkret heißt es im Grundgesetz: "Der Sonntag und die staatlich anerkannten Feiertage bleiben als Tage der Arbeitsruhe und der seelischen Erhebung gesetzlich geschützt."

Der Erste Senat des Verfassungsgerichts gab nun zwar der Kirchenklage statt, begründete den Schutz des Sonntags aber viel breiter. Die Sonntagsruhe diene auch der körperlichen und geistigen Erholung und fördere das Familien- und Vereinsleben. Wichtig sei deshalb, dass der Sonntag als gemeinsamer Ruhetag erhalten bleibe. Auch Parteien und Verbände seien darauf angewiesen, dass es für Versammlungen einen gemeinsamen freien Tag gibt. Die "synchrone Taktung des sozialen Lebens" diene letztlich also sogar der Demokratie, sagte Gerichtspräsident Papier.

Die Richter stellten folgende Regeln für einen Mindestschutz auf: Acht landesweit verkaufsoffene Sonntage pro Jahr seien gerade noch in Ordnung. Zusätzlich seien

noch lokal begrenzte Sonntagsöffnungen wegen kleinerer Ereignisse wie Feuerwehrfesten möglich - Berlin erlaubt dies bisher zweimal pro Jahr. Auch bei einer zulässigen Sonntagsöffnung müsse, so die Richter, der Ausnahmecharakter deutlich werden, etwa indem die Läden erst nachmittags öffnen.

Vor allem aber braucht die Sonntagsöffnung jeweils einen "Grund von besonderem Gewicht". Für nicht ausreichend halten die Richter das "Umsatzinteresse" der Unternehmen oder das bloße "Shoppinginteresse" der Konsumenten. Wenn dagegen der Adventseinkauf als Förderung des Familienlebens etikettiert würde, könnte das genügen. Auch Veranstaltungen von überregionalem Interesse wie die Berliner Funkausstellung könnten ein Anlass für offene Geschäfte sein.

Der strenge Sonntagschutz gilt vor allem für den Einzelhandel, weil er das öffentliche Leben prägt. Nur wenn die Läden geschlossen sind, ruhe die "werktägliche Geschäftigkeit". Die Öffnung von Gastronomie und Unterhaltungsbetrieben sei dagegen weiterhin mög-

lich, so die Richter. Auch die Sonntagsproduktion der Industrie sei zum Schutz der internationalen Wettbewerbsfähigkeit zulässig, zumal sie hinter Fabrikmauern stattfinde.

Das Urteil hat noch keine Auswirkungen auf den laufenden Vorweihnachtsverkauf. Weil der Handel seine Dispositionen schon getroffen hat, muss Berlin erst im kommenden Jahr den Sonntagschutz neu regeln.

Die Entscheidung erging im Wesentlichen einstimmig. Allerdings hielten drei der acht Richter die Klage der Kirche für unzulässig, weil der Sonntagschutz eigentlich kein einklagbares Grundrecht ist.

Die Richtermehrheit ließ die Verfassungsbeschwerde jedoch zu - mit Blick auf die einklagbare Religionsfreiheit. Allerdings können künftig auch Gewerkschaften, Sportvereine und Familien ihr Recht auf Sonntag in Karlsruhe einklagen. Auch insofern gehört der Sonntag den Kirchen also nicht mehr exklusiv.

Az.: 1 BvR 2857/07 u. a.

taz Nord 18.11.2009

von Carina Braun

Gekommen, um zu bleiben

Beim Pastor laufen auf der Insel Pellworm alle Fäden zusammen. Doch was passiert, wenn der Pastor eine Frau ist, die mit drei Söhnen kommt und ohne Mann?

Pellworm (taz) Es war ihr erster Arbeitstag, und Susanne Büstrin da Costa noch gar nicht richtig angekommen auf der Insel, als der Bürgermeister sie zur Seite nahm und unmissverständlich klarstellte, wer hier auf Pellworm das Sagen habe. Der Pastor, sagte er, komme stets vor dem Bürgermeister. Der Pastor, und nun also die Pastorin: Das sei schon immer die wichtigste Person auf der Insel gewesen.

"Damit hätte ich nie gerechnet", sagt sie und lacht, während sie in zartem Service Kaffee serviert. Das Büro liegt nahe der Neuen Kirche im Herzen der Insel, die Einrichtung unaufdringlich, eine Kerze neben dem Computer, kein Kreuz an der Wand. Draußen ist es diesig, der Nebel kriecht über die Deiche. Es ist Herbst, und im Herbst ist die Insel noch ein bisschen stiller als sonst.

Vor ihr haben in diesem Büro nur Männer gearbeitet, der letzte war 18 Jahre da. Und nun sie: Eine schmale, hübsche 47-Jährige, die sich modisch kleidet und die Haare lang und offen trägt. Die viel lacht und irgendwie zu jung wirkt für so ein altes Amt, zu lebensfroh für dieses Wetter. Die in brasilianischen Favelas Frauen die Verhütung erklärte. Sie und die stille Insel: Das mochte auf den ersten Blick nicht so recht zusammenpassen.

Susanne Büstrin da Costa ist schon immer umtriebig gewesen. Sie hat in Kiel Theologie studiert und sich mit ihren Kommilitoninnen den weiblichen Blick auf die Bibel erkämpft. Nach dem Studium ging sie nach Brasilien, lernte ihren Mann kennen und gelangte über Umwege nach Eckernförde. Der Mann, ein Brasilianer, war ihr nach Deutschland gefolgt, hatte sich aber nie eingefunden in der Fremde. Die Ehe scheiterte.

Susanne Büstrin da Costa dachte an Hamburg, an Lissabon, an eine neue Herausforderung. Und entschied sich für Pellworm: 1.100 Einwohner, zwei Kirchen, zwei Bäckereien und ein Freizeitbad, das PelleWelle heißt. Die letzte Fähre geht abends um halb sechs.

Es ist die drittgrößte nordfriesische Insel - und die vielleicht unbekannteste. Sie ist ein bisschen anders als die Nachbarinseln Amrum, Föhr oder Hallig Hooge. Sie liegt tiefer, sie ist grüner und größer, und sie hat vor allem keinen Sandstrand. Manchmal, wenn Susanne Büstrin da Costa mit den Einwohnern zusammensitzt, hört sie sich ihre Klagen an: Dass wieder Gäste abgesagt haben, weil es keine Dünen gibt.

Pellworm hat viel Landwirtschaft und den Ruf, ein bisschen ursprünglicher zu sein als die anderen Inseln. Weil wenige Touristen kommen, sind die Pellwormer meist unter sich. Feinde, sagen sie, macht sich auf der Insel keiner: Weil man nicht ausweichen kann und sich immer wieder trifft. Es ist eine Welt, in der die Nähe schnell zu Enge werden kann - und umgekehrt.

Hätte sie zuvor nicht schon den alten Pastor vertreten, hätte Susanne Büstrin da Costa sich nicht hergewagt. "Ich hätte Angst gehabt", sagt sie: "Angst, ausgeliefert zu sein und aufgesogen zu werden." Aber sie hatte bei früheren Besuchen eine andere Erfahrung gemacht: Dass die Leute offener waren als auf dem Festland, direkter und ehrlicher. "Das hat mich gereizt: Die karge, nur vom Deich geschützte Insel - und die Menschen, die sich nicht verkaufen."

Ihre Arbeit ist eine andere hier. In Eckernförde hatte sie mit Institutionen zu tun, auf Pellworm fast nur mit Menschen. Als Pastorin hat sie besonders wetterfest zu sein, auch beim stärksten Wind ist sie viel unterwegs: Leute besuchen, reden. Sie gibt Kindern Konfirmationsunterricht, kommt zur Hochzeit, zum Kaffee. Insempastorin auf Pellworm, das heißt oft einfach: Da zu sein.

Sie arbeitet eng mit dem Kirchenvorstand zusammen, die Mitglieder sind zugleich Lehrer und Eltern, alles überschneidet sich, alles ist letztlich eins. Die politischen Entscheidungen trifft der Bürgermeister, aber die gesellschaftlichen Fäden laufen bei Susanne Büstrin da Costa zusammen. Die Kirche hat hier noch eine stärkere Bedeutung, sie ist selbstverständlicher als auf dem Festland und eng mit der Geschichte verknüpft, mit dem Wind, dem Wetter, der Gefahr. Über Jahrhunderte

haben die Pellwormer ihre Deiche immer höher gebaut und einen Schutzwall um ihr Zuhause gezogen. Sturmfluten haben die Insel geformt und bedrohen sie bis heute. Pellworm liegt im Innern unter dem Meeresspiegel - und würde, sollte das Wasser einmal über die Deiche steigen, volllaufen wie eine Wanne.

Wie intensiv sie die Nähe der Natur hier erlebt, das hat Susanne Büstrin da Costa selbst überrascht. Im ersten Monat bereits hat sie die erste Sturmflut erlebt und dieses mulmige Gefühl, wenn die Fähre nicht mehr kommt. Jedes Mal, wenn es stürmt, sind die Pellwormer abgeschnitten und wieder auf sich gestellt. Weil die Gefahr immer von draußen kam, haben sie gelernt, zusammenzurücken. "Die Gemeinschaft ist immer das Wichtigste", sagt Susanne Büstrin da Costa. "Jeder ist für jeden da."

Sie haben es ihr leicht gemacht, sich heimisch zu fühlen. Seit zwei Jahren ist sie nun fest eingebunden auf der Insel, kennt alle Namen und alle Geschichten. Mit dem Bürgermeister ist sie zu Jörg Pilawa ins Fernsehen gegangen, um Geld für die Restaurierung der Alten Kirche zu erspielen. Dass sie mit drei Söhnen, aber ohne

Mann auf die Insel kam und die Geschichte ihrer Trennung ihr schon vorausgeiligt war, sei nie ein Problem gewesen, sagt sie: "Der Blickwinkel ist ein anderer hier. Dinge, die vom Festland kommen, werden nicht unhinterfragt übernommen."

Und nun haben ihr die Pellwormer neben der Neuen Kirche einen Sandhaufen aufgeschüttet. Er wird noch eine Weile da liegen und mit der Zeit absacken, das Gelände ist feucht, und wenn der Sand im Frühjahr die Erde trockengelegt hat, dann wollen die Pellwormer ihr darauf ein Pastorat bauen.

Bislang wohnt sie mit ihren drei Söhnen noch in einer Ferienwohnung ganz am Rand der Insel. Sie freut sich auf das Pastorat und will noch ein paar Jahre bleiben. Aber sie hat noch nicht das Gefühl, am Ende angekommen zu sein. Manchmal, wenn die Kollegen von ihren langjährigen Pastoraten erzählen und vom Sesshaft-Sein schwärmen, gerät sie zwar ein bisschen ins Grübeln. "Aber so bin ich einfach nicht", sagt sie. "Ich bringe die Dinge zu Ende, die ich angefangen habe. Aber jedes Mal, wenn ich einen Posten anrete, freue ich mich auch schon darauf, was danach kommen wird."

taz 9.10.2009

von Philipp Gessler

Die Krux mit dem C

Anders als 1983 erwartet nun niemand von der christ-liberalen Koalition eine geistig-moralische Wende, nicht einmal die Kirchen. Die sind eher ernüchtert. Es droht sogar richtig Krach

Worüber manche so lachen. Prälat Karl Jüsten, Leiter des Kommissariats der deutschen Bischöfe in Berlin, wandte sich an die frisch wieder gewählte Bundeskanzlerin Angela Merkel (CDU). "Sie müssen mit uns weiter rechnen", sagte Jüsten, der so etwas wie der Cheflobbyist der katholischen Kirche in der Hauptstadt ist, kokett - und erntete ein Lachen des Publikums. "Auf weitere gute Zusammenarbeit." Dann gingen die hunderte Gäste des Sankt-Michael-Jahresempfangs der Katholischen Kirche in Deutschland zum Buffet der Katholischen Akademie in Berlin.

Der Empfang der Katholiken ist bekannt für sein üppi-ges Essen, den ordentlichen Wein und dafür, dass man hier das katholische Establishment der Bundesrepublik einmal im Jahr zuverlässig treffen kann. Auch die neue/alte Kanzlerin gab sich mal wieder die Ehre. Seit Adenauers Zeiten bemühen sich die Regierungschefs Deutschlands immer wieder zu diesem Empfang - vor allem die Kanzler mit dem "C" im Parteinamen. Hier sind die Bataillone, die es zu halten gilt. Traditionell ist dies ein Heimspiel für jeden CDU-Kanzler. Angela Merkel sah man an diesem Abend ziemlich entspannt.

Das aber könnte sich bald ändern. Seit Jahren knirscht es gewaltig im Verhältnis von Union und katholischer Kirche - und bei der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) sieht es noch schlechter aus. Leuchteten vor 26 Jahren angesichts einer von Helmut Kohl (CDU) angekündigten "geistig-moralischen Wende" durch die schwarz-gelbe Koalition noch die Augen der deutschen (katholischen) Bischöfe, sind die Erwartungen in die neue bürgerliche Regierung des Jahres 2009 im deutschen Episkopat mehr als nüchtern. Ja, die Spannungen zwischen den Kirchen und der neuen Bundesregierung

sind programmiert.

Woran liegt das? Der erzkonservative Kölner Kardinal Joachim Meisner hat in den vergangenen Jahren schon des Öfteren in Interviews getönt, die CDU/CSU werde ihrem "C" im Namen nicht mehr gerecht, eigentlich müsste sie sich umbenennen. Eine "geistig-moralische Wende" erwartet, anders als 1983, in der Politik- und Kirchenszene kaum jemand - auch weil die letzte von Kohl so schnell abgeblasen wurde.

Dazu kommt der Ärger, der schon jetzt bei Kirchens über die Unionsoberen herrscht. Die Ehe-Eskapaden des so katholisch auftretenden CSU-Parteichefs Horst Seehofer wurden mit hoch gezogenem Augenbrauen registriert. Fassungslos war man in der katholischen Kirche, dass ausgerechnet Bundesforschungsministerin Annette Schavan (CDU), lange Jahre Vizechefin des Zentralkomitees der Deutschen Katholiken (ZdK), erfolgreich dafür kämpfte, die Möglichkeiten der embryonalen Stammzellforschung auszuweiten - also die Fummelei am ungeborenen Leben zu fördern, um es im Jargon vieler Katholiken, aber auch gentechnikkritischer Grüner zu sagen. Und richtig entsetzt waren weite Teile des katholischen Deutschland, als es Merkel im Frühjahr wagte, den "deutschen" Papst Benedikt XVI. wegen seines Vorgehens in der Affäre um den Holocaust-Leugner Richard Williamson zu kritisieren.

So diente der Besuch Merkels auf dem Empfang in Berlin auch dazu, diese Wogen zu glätten. Der einflussreiche katholische Publizist Dirk Hermann Voß, Konsultor, also Berater des päpstlichen Medienrates, schrieb vor der Bundestagswahl in der *Katholischen Sonntagszeitung*, "in CDU-Kreisen" werde gemunkelt, Merkels Papstkritik könnte der Union rund 200.000 Stimmen kosten. Und er mahnte, dass das katholische Milieu ja auch andere Parteien als CDU/CSU wählen könnte: "Die ÖDP ist dabei nur eine denk(zettel)bare Alternative."

Es ist für die Kirchen, vor allem für die katholische, kein Dreamteam, was da bald im Reichstag als neue Regie-

rung vereidigt wird: eine kinderlose, geschiedene Protestantin als Kanzlerin und ein schwuler, einst die volle rechtliche Gleichstellung der Homoehe fordernder Vizekanzler - das lässt Kirchenfürsten nicht gerade Halleluja schreien. Und wird Guido Westerwelle (FDP) seinen Amtseid mit einem "So wahr mir Gott helfe" versehen? Auch das ist ein Zeichen für sie.

Doch es geht nicht nur um die führenden Personen. Auch inhaltlich stinken manche Vorhaben oder Perspektiven der neuen schwarz-gelben Koalition den Kirchen gehörig, mal mehr der katholischen, mal mehr der evangelischen: Da ist die absehbar immense Schuldenmacherei der Regierung Merkel, der die Kirchen vorwerfen, mit einer solchen Politik versündigt man sich an kommenden Generationen - zumal niemand weiß, wie diese Schulden denn je wieder abgebaut werden könnten.

Da ist der geplante Ausstieg aus dem Atomausstieg, der vor allem den Beschlüssen der EKD diametral widerspricht. Der Ladenschluss am Sonntag, den die FDP gerne lockern will, ist den Kirchen eine heilige Kuh, besser: ein Anliegen. Eher progressive Bischöfe beider Volkskirchen fürchten, dass die arme Unterschicht in Deutschland unter einer schwarz-gelben Koalition vollends abgekoppelt werden könnte. Und der mögliche Zuwachs der Freiheiten für die Genforschung auch mit Menschen vergrault die Kirchenleute als Eingriff in die Schöpfung.

Hinzu kommt der Ausbau an Kindertagesstätten, den einige katholische Bischöfe als einen Angriff auf das traditionelle Familienmodell missverstehen. Von der FDP befürchten die Kirchen, dass die Neoliberalen jede Beschränkung des Kapitalmarktes oder der Managerboni torpedieren könnten. Auch FDP-Aussagen gegen den Mindestlohn und für einen geringen Kündigungsschutz verstehen gerade katholische Bischöfe als Verstöße gegen die christliche Soziallehre. Dass Bildung immer mehr zu einem Gut nur für die Elite werden könnte, schreckt andere.

Dass weite Teile der FDP zumindest früher für einen Wegfall der Kirchensteuer waren, ist vielen Oberhirten noch in schlechter Erinnerung. In der evangelischen Kirche ist zudem zu hören: Da die FDP ja versprochen habe, unbedingt Steuern zu senken, werde dies wohl durch einen Abbau direkter Steuern geschehen, während die indirekten Steuern zum Ausgleich steigen könnten. Dies aber würde einerseits alle armen Leute treffen, die konsumieren müssen - und andererseits automatisch die Kirchensteuereinnahmen verringern, die an die (direkte) Einkommensteuer gekoppelt ist.

All diese Befürchtungen zeigen: Der Einfluss christlich geprägter Politiker ist eher gesunken. Die kirchenpolitische Sprecherin der SPD, Kerstin Griese, hat es nicht

mehr in den Bundestag geschafft. Ebenso wenig der CDU-Kämpfer gegen die embryonale Stammzellforschung, Hubert Hüppe. Die kirchenpolitischen Sprecher von CDU, FDP und Grünen sind nur über die Landesliste in den Bundestag gerutscht, Bodo Ramelow von den "Linken" sitzt nun in Erfurt fest.

Zwei Mitglieder der EKD-Synode, Andreas Weigel und Markus Meckel, blieben außerhalb des Parlaments. Schavan, so sagen Gerüchte, könnte die längste Zeit Ministerin gewesen sein - aber von der erwartet man sowieso nicht mehr viel. Die beiden christlich angehauchten Spitzensozis Kurt Beck und Franz Müntefering spielen keine große Rolle mehr. Auch der gläubige Christ, Exvizekanzler und Neu-SPD-Fraktionschef Frank Walter Steinmeier, noch vor zwei Jahren Ehrengast einer Geburtstagsfeier des EKD-Ratsvorsitzenden Wolfgang Huber, ist auf dem absteigenden Ast.

Die Kirchen haben keine große Lobby mehr in der deutschen Politik - und auch unter Schwarz-Gelb wird ihre Einfluss wohl eher sinken als steigen. Das mag begrüßen, wer die Macht der Volkskirchen in Deutschland sowieso für zu groß erachtet oder die strikte Trennung beider Sphären fordert.

Der Sankt-Michael-Empfang ließ jedoch erhoffen, dass mancher Druck der Kirche auf die Politik auch heilsam sein könnte. "Worauf kommt es in der neuen Legislaturperiode an?", fragte der Vorsitzende der Bischofskonferenz, der Freiburger Erzbischof Robert Zollitsch, in einer Rede vor der Eröffnung des Buffets. Er mahnte das Publikum samt Kanzlerin: "Wir brauchen nicht nur klare Spielregeln und Schiedsrichter innerhalb der Gesellschaft und auf dem Markt, sondern auch Spieler, die verantwortungsvolles Verhalten zeigen." Die "Schere zwischen Arm und Reich" gehe immer weiter auseinander. Die "gigantische Schuldenlast" dürfe nicht an die nächste Generation weiter gegeben, sondern müsse vielmehr nach und nach getilgt werden. Zollitsch warnte - und dies wohl auch mit Blick auf die FDP: Erschüttert sei die Vision, alle Individualinteressen fügten sich harmonisch zum Gemeinwohl, wenn man sie "ausschließlich den bekannten Marktmechanismen" überlasse. "Christliche Politik verliert die an den Rand Gedrängten, diejenigen, die keine Lobby und keine Stimme haben, nicht aus den Augen."

Gerade die katholischen Bischöfe haben sich nach 1998 zunächst schwergetan mit dem neuen rot-grünen Kanzler Schröder, der gottlos-schnöde seinen Amtseid ableistete. Doch man hat sich relativ schnell miteinander arrangiert. Und mit der großen Koalition lief es noch besser. Gut möglich deshalb, dass diese Jahre den Kirchenoberen bald als die gute alte Zeit erscheinen werden. Der lang anhaltende Beifall für Kanzlerin Merkel an diesem Abend in Berlin wird rasch verhallt sein.

AutorInnen

Carina Braun

war freie Mitarbeiterin der taz-Hamburg

Norbert Böhnke

ist heute Oberstudienrat und unterrichtet an einer Berliner Gesamtschule Deutsch, Sport und Ethik. Im Landesvorstand des Humanistischen Verbandes ist er verantwortlich für das Fach Lebenskunde. Lehrer ist er geworden, „um es anders zu machen“.

Jan Feddersen

ist taz-Redakteur für besondere Aufgaben. Er lebt in Berlin – und Schweden.

Philipp Gessler

ist Reporter der taz und beschäftigt sich viel mit religiösen Themen. Er hat Geschichte, Journalistik, Theologie und Politologie studiert.

Lilian Grundler

war freie Mitarbeiterin in der Redaktion taz zwei

Felix Lee

ist Redakteur im Inlands-Ressort der taz. Über politisch und sozial aktive Menschen fernab vom Berliner Parteiengplänkel zu berichten, ist sein Job.

Konrad Litschko

war freier Mitarbeiter der taz.

Plutonia Plarre

ist langjährige taz-Redakteurin der Berlin-Redaktion, zuständig für Justiz, Polizei und Zivilgesellschaft.

Christian Rath

ist Journalist und promovierter Jurist. Er lebt in Freiburg und schreibt als rechtspolitischer Korrespondent für die taz und andere, regionale Tageszeitungen.

Nina Streeck

ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Lehrstuhl für Christliche Philosophie in München, wo sie im Zweitstudium die Fächer Katholische Theologie und Philosophie belegt. Zuvor war die studierte Ökonomin als Journalistin in Zürich bei der *Weltwoche* und der *Bilanz*.

Felix Zimmermann

arbeitet als taz-Redakteur in Bremen.

Andreas Zumach

ist UNO-Korrespondent der taz mit Sitz in Genf, gelernter Volkswirt, Journalist und Sozialarbeiter.

Karl-Josef Hildenbrand dpa

Titelfoto

die tageszeitung

Gehen Sie den direkten Weg.
Investieren Sie in die Unabhängigkeit der Presse.

Eine Investition in die taz ist immer auch ein Engagement für die Unabhängigkeit der Presse. Jedes Mitglied der taz Genossenschaft sichert unsere publizistische Zukunft, damit am Ende die Wahrheit bleibt. Mit einer einmaligen Zahlung ab 500 Euro* können auch Sie zu den über 9.000 taz GenossInnen gehören. (*auch in 20 Raten zahlbar)

Ja, ich will weitere Informationen: taz Genossenschaft | T(030) 25 90 22 13
geno@taz.de | www.taz.de/genossenschaft


die genossenschaft
die . taz .

Edith Kresta und Christel Burghoff (Hrsg.)

Deutschland für Eigensinnige

Ein taz-Reiseführer



 die tageszeitung

■ „Deutschland für Eigensinnige“

Ein taz-Reiseführer für alle, die regionale Qualitätsangebote, Tipps und Anregungen suchen und für die Nachhaltigkeit längst das entscheidende Qualitätsargument ist.

185 Seiten, Spiralbindung

€ **10⁰⁰**

JEDER GUTE

Au

Welche

e t a g e

FÄNGT MIT GLAUBEN AN.

BEREIT ZUR VERÄNDERUNG. Lesen Sie die taz zur Probe. 5 Wochen, 10 Euro.
Das Abo endet automatisch. T (030) 25 90 25 90 | abo@taz.de | www.taz.de/abo

 die tageszeitung

n - Weltpres